

Horst Sprenger

# Glücklichsein beginnt zu Hause

Ein Leben in Einfachheit,  
gibt dem Dasein einen Sinn.  
H.S.

Alle Rechte vorbehalten  
© 1997 by Horst Sprenger  
Flensburg  
Gestaltung: Thorsten Sprenger



Die Idee zu diesem Buch kam irgendwann, als mir bewußt wurde, wenn-  
gleich dieses Leben tausendfach woanders gelebt sein könnte, hier exi-  
stiert ein Mensch, der durch seine Persönlichkeit und Ausstrahlung  
Wesenszüge zeigt, die heute nicht mehr alltäglich sind. Es gibt sie mehrfach,  
diese Frauen und Männer, sie leben unerkannt, irgendwo.

Dank sage ich all denen, die mitgewirkt haben, damit dieses Buch geschrie-  
ben werden konnte. Wo gefragt, habe ich Unterstützung erfahren. Alle hier  
namentlich zu erwähnen, ist nicht möglich. Meiner Lektorin ein herzliches  
Dankeschön für ihr Engagement. Besonders möchte ich mich bei meiner  
Familie bedanken für all die Zeit, in der sie auf ihren Vater und Ehemann  
verzichten mußten. Durch gute Beiträge haben mich meine Kinder wieder-  
holt inspiriert, so konnte meine Motivation auf's Neue geweckt werden.  
Meiner Frau Ingrid Maria sage ich Dank für die Zuwendung und die nötige  
Toleranz. Dank an Erwin Krüger und seine Mutter, unsere liebe Tante  
Hertha. Mit ihren gutverpackten, heiteren Informationen über ihren Bruder  
wurden Geschehnisse teilweise klarer und deutlicher. Ein Dankeschön an  
Rüdiger Petersen, der mir einige Fotos überließ und Einsatzbereitschaft  
zeigte. Ein besonderer Dank an meine Schwiegermutter, die es verstand,  
dem Erzähler auf die Sprünge zu helfen, wenn dieser einmal Erinnerungen  
verwechselte, was ich mit Respekt nachempfinden konnte. Und nicht  
zuletzt dem Erzähler selber sage ich ein herzliches Dankeschön, denn nur  
durch ihn bleiben diese, seine Erinnerungen, seinen Kindern und Kin-  
deskindern erhalten.

Kleiner Mensch, für mich bist du groß!

Du hast Hände, um zu geben.

Du lachst und hast Menschen gern.

Du bist einfach Mensch, darum bist du groß.

Phil Bosmans

## Vorwort

**K**arl-Heinz Lietzow ist neunundsiebzig Jahre alt . .

Mein erstes Zusammentreffen mit ihm war, ich glaube mich zu erinnern, im Juli 1969 in seiner zweiten Heimat, einem kleinen Dorf an der Ostseeküste, eingebettet am Rande der Geltinger Bucht im schönen Land Schleswig-Holstein. Hier arbeitet und lebt Fischer Lietzow mit seiner Frau. Damals, im Juli 1969, wußte ich noch nicht, welch außergewöhnlicher Mann und Mensch dieser Fischer war. Grund unserer ersten Begegnung war ein ganz gewöhnlicher Umstand, von dem der Erzähler noch später berichten wird.

Ein Mann mit der Arbeit, dem Glück, mit der Bescheiden - und Zufriedenheit auf du und du. Wenn ich schreibe Arbeit, dann meine ich wirklich harte Arbeit, Tag für Tag. Nie hat er "Reichtümer" ansammeln können, weil das Schicksal, wie so vielen, ihm übel mitgespielt hat; und doch strahlt er jeden Tag Glück und Zufriedenheit aus, denn er ist in einer Zeit aufgewachsen, wo die Menschen aus Glauben, Hoffen und Lieben ihre Kraft zum Leben und Überleben schöpften.

Seine, die wirklichen Reichtümer dieser Welt, haben mehr Wert, als noch so viel Geld oder andere Besitztümer. Sie geben ihm Zufriedenheit, eine unerschütterliche und innerliche Gelassenheit. Gesundheit und Schaffenskraft sind die Ergebnisse seiner Tugenden.

Eine innere Stimme sagte mir: Halte das einfache Leben dieses herzlichen, bescheidenen Mannes in einem Buch fest. Seine Eigentümlichkeit, seine Wesensart geben mir Anlaß zu der Feststellung, daß diese innere Stimme in mir recht hat.

Viele Geschichten aus seiner Kindheit hat Karl-Heinz Lietzow mir erzählt. Dafür bin ich ihm von Herzen dankbar, denn woraus kann jemand mehr Nutzen ziehen als von den Erfahrungen und dem Leben eines Menschen, den man mag; Geschichten und Begegnungen mit Menschen seiner Art, aber auch mit solchen, die er nur von Weitem gerne sah. Als guter Menschenkenner hatte er meistens recht, wenn er nur ganz leicht sein Gesicht verzog bei Menschen, die er nicht mochte. Irgend etwas Unangenehmes hatten diese Menschen tatsächlich an sich. Trotzdem immer freundlich zurückhaltend, das Beste und Gute in den Menschen zu sehen, blieb er seinen Tugenden treu. Seinen Erzählungen konnte man stundenlang zuhören, ohne zu ermüden. Ich habe gut zugehört, manchmal vielleicht sogar zu gut.



## Meine Geburt

Ein herrlich warmer Sommertag. Eine leichte Brise wehte vom Meer ins Land hinein. Meine Mutter hat mir später alles erzählt.

Geboren wurde ich am 28. Juli 1917 in Nickelswalde an der Weichsel.

Sie saßen dort etwas andächtig zusammen in der Stube unseres Hauses und warteten auf meine Geburt. Sie, das sind meine zukünftigen Geschwister Emmy, Hertha und natürlich meine Mutter. Mutter hatte den schönen Namen Maria Wilhelmine. Sitzen und warten, nichts tun können, der Krieg, der seit nunmehr drei Jahren andauerte, nicht wissend, was nächsten Tag, nächste Woche oder nächsten Monat sein könnte. Wird uns der Krieg nehmen, wie so viele andere? Wird Gott ein Erbarmen mit uns haben, mit dem Dorf, mit den Menschen? Alle diese Fragen gingen meiner Mutter dauernd durch den Kopf und machten sie traurig.

„Nun haben die Herren auch noch das Königreich Polen unter ihrer Herrschaft aus dem Boden gestampft, wer soll das verstehen?“ Kopfschüttelnd ging sie durch's Zimmer und ließ dem Holzfußboden keine Ruhe. Mein Vater Karl war in Kiel bei der Kriegsmarine. Sicherlich, er wäre gern zu Hause dabei gewesen, bei meiner Geburt, doch der Krieg forderte seine Opfer. So war es ihm nicht vergönnt, seiner Frau in diesen schweren und doch schönen Stunden zur Seite zu stehen.

Emmy und Hertha, meine zukünftigen Schwestern, schauten sich abwechselnd ein bißchen ängstlich an, doch wenn sich ihre Blicke trafen, lächelten sie auch mal.

Meine Mutter wurde immer unruhiger. Ihre Schmerzen mit mir waren wohl kaum noch auszuhalten. Immer wieder ging sie im Zimmer auf und ab. Unsere Zimmer im Haus waren nicht sehr groß. Auch bewohnten wir nicht das ganze Haus, aber die Zimmer zum Süden. Sie waren die schönsten.

"Emmy",

sagte Mutter mit schmerzverzerrtem Gesicht,

"ich glaube, es ist gleich soweit."

Emmy wußte genau, was sie zu tun hatte. Sie gab ihrer Schwester Hertha noch ein paar Anweisungen und rannte los.

Ohne ein "Herein" abzuwarten, trat Frau Böttcher resolut ein und gab nur noch klare und verständliche Anordnungen. Frau Böttcher war die beste Hebamme hier im Dorf. Sie verstand ihr Handwerk. Allerdings hatten wir auch nur sie. Unser Schlachter, der Herr Siemund, meinte immer: die Frau Böttcher, die passe in die Welt, sie werde das Kind schon schaukeln. Wenn

meine Mutter sich ungeschickt anstellte, fauchte sie die Kreißende richtig an. Aber eine herzengute Frau, selber Mutter eines Sohnes.

Alles drehte sich nur noch um mich. Mit ein paar fachkundigen Handgriffen und Erklärungen begleitete Frau Böttcher mich ins Leben. Mutter soll vor Glück geweint haben.

"Karl",

rief sie spontan aus,

"ein Junge, wie du es dir gewünscht hast."

Mein Vater konnte sie nicht hören. Weit weg von der Heimat, diente er, immer pflichtbewußt, seinem Vaterland. Wie schon erwähnt, es war Samstag, der 28. Juli 1917, als ich von meiner Mutter Maria Wilhelmine Lietzow geb. Stähs, geboren am 12. Februar 1879 in Steegen, und meinem Vater Karl Ferdinand Lietzow, geboren am 8. September 1871 in Bohnsack, in diese Welt geschickt wurde. Es war ein wunderschöner Tag. Nur meine Mutter war zu bedauern, ich wog schließlich, so stellte Frau Böttcher sofort fest, an die zehn Pfund.

Jetzt durften Emmy und Hertha auch wieder ins Zimmer, um ihren kleinen Bruder zu bewundern. Sie fanden mich, und zwar einstimmig, dick und niedlich.

"Wie soll er denn heißen, Mutter?"

fragt Hertha aufgeregt. Danach flogen, wie aus einem Maschinengewehr, Namen durch das Zimmer, die sich Emmy und Hertha soeben ausgedacht hatten. Mutter, mit einem Lächeln im Gesicht, meinte:

"Bevor euer Vater uns verließ, hat er mir seinen Wunschnamen zugeflüstert. Benjamin, wenn's ein Junge würde, sollte er heißen."

Damit war Frau Böttcher nun absolut nicht einverstanden. So ein prächtiger, schwergewichtiger Junge, den nun Benjamin zu nennen, das kann doch wohl nicht sein. Sie schlug Karl - Heinz vor. Noch mit dem fachgerechten Wickeln meines Leibes beschäftigt, sagte sie andauernd vor sich hin, so, daß alle es hören mußten:

"Ja, Karl - Heinz, nun wirst du erstmal schick gemacht, so siehst du schon viel besser aus, nicht wahr Karl - Heinz, ein schöner Name."

Frau Böttcher schüttelte mich nicht hin und her, sondern sanft vor und zurück. Vielleicht sah es so aus, als wenn ich zustimmend nickte. Meine Mutter, noch ziemlich entkräftet, konnte sich schließlich nicht mehr durchsetzen. Also blieb es bei Karl - Heinz. Übrigens, mein Vater nahm es ihr später nicht einmal übel, so beglückt war er, des Sohnes wegen. Hertha konnte es noch gar nicht fassen einen kleinen Bruder zu haben, sie war ja erst fünf Tage vor meiner Geburt neun geworden. Immer noch mal faßte sie mich an, als ob sie sagen wollte: Ist es Wirklichkeit oder ein Traum?

Frau Böttcher, ab und zu nach der Mutter und mir sehend, packte ihre Sachen ein, sagte noch ein paar liebe und nette Worte. Dann ging sie, so schnell, wie sie gekommen war.

"Ich schau mal wieder rein, Frau Lietzow, wenn was sein sollte, Sie wissen ja...ein prächtiger Junge", waren ihre letzten Worte.

Nun waren wir allein. Aber nicht sehr lange, denn Frau Böttcher trug die Neuigkeit geschwind ins Dorf. Viele Nachbarn, Bekannte und Verwandte wollten den neuen Erdenbürger nun bewundern. Mir war`s recht, manchmal ein bißchen viel.

Ein herrlich warmer Sommertag. Eine leichte Brise wehte vom Meer ins Land hinein. Ein leichtes, schönes Meeresrauschen.

## Meine Kindheit

Unser Dorf, ich sollte es lieb gewinnen. Was ich damals natürlich noch nicht wußte war, daß dieses Dorf nicht mein einziger Wohnort bleiben würde. In Nickelswalde lebten ungefähr eintausendzweihundert Menschen, von denen die meisten den Beruf des Fischers ausübten. Unsere Familie lebte auch vom Fischfang. Der Krieg stellte viele Dorfbewohner vor schwierige Aufgaben. Den Lebensunterhalt aufzubringen, war nicht immer einfach. Doch richtig Hunger haben wir in dieser Zeit nicht leiden müssen. Unser Haus stand, abseits der Dorfstraße, in einem kleinen Weg.



*Mein Elternhaus in Nickelswalde*



Jedes Haus in dieser kleinen Straße hatte etwas Land dabei, das man bewirtschaftete. Hin zum Weichselufer, mit grünen Wiesen, fiel das Land ein wenig ab. Das Ufer selber war mit Steinen befestigt. Hier herrschte reges Treiben, wenn die Fischerboote zum Fang klar gemacht wurden. Auf der anderen Seite der Weichselmündung lag das Fischerdorf Schiewenhorst. An dieser Stelle ist die Weichsel so an die fünfhundert Meter breit. Schön anzusehen die Häuser auf dem breiten, hohen Damm vor Schiewenhorst. Wie auf einem Zeichenbrett angeordnet standen, in regelmäßigen Abständen, die Häuser da. Davor fielen die Wiesen in einer wunderschön anzusehenden Gleichmäßigkeit zum Wasser hin ab. Es herrschte ein gutes Verhältnis unter den Bewohnern der beiden Dörfer. Das sollte ich später auch erfahren.

Die ersten Jahre vergingen. Ich wurde von meiner Familie gehegt und gepflegt. Mein Vater kam unversehrt, jedenfalls äußerlich, aus dem Krieg zurück. Aber, so meine Mutter später, er hatte sich verändert, war nicht mehr so fröhlich und ausgeglichen wie früher. Wenn seine Zeit es zuließ, kümmerte er sich rührend um mich. Immer öfter nahm er mich mit an das Wasser, um mich wohl früh an die Fischerei zu gewöhnen.

"Karl - Heinz, sieh nur, so wird es gemacht, willst du die Fische heil aus dem Netz bekommen",

sagte mein Vater, obwohl er genau wußte, daß ich eigentlich noch gar nichts verstand.

In den Gesprächen, die meine Mutter mit meinem Vater zu Hause führte, und die ich bestimmt nicht hören sollte, klang viel Traurigkeit. Mein Vater erzählte vom Blut, Wasser und der immer stärker werdenden Müdigkeit, und wurde von Tag zu Tag seltsamer. Manchmal zog er sich für Stunden zurück, und ein Lächeln war ihm fremd geworden. Nun kam der Doktor aus dem Nachbardorf immer öfter zu uns. Nach seinem letzten Besuch zog die Mutter uns Kinder an sich und gestand uns die bittere Wahrheit, die ich damals sicherlich nicht verstand.

"Euer Vater ist krank, sehr krank. Vielleicht werden wir bald alleine sein. Emmy, Hertha, ihr seid schon groß. Helft ihm und versucht ihm jeden Wunsch zu erfüllen."

Ich verstand überhaupt kein Wort. Nur eines bekam ich gut mit. In unserer Familie war es nicht mehr so wie bisher. Nachbarn kamen, blieben nicht lange und gingen wieder ganz traurig heim. In dem Haus, wo sonst soviel Leben war, wurde es immer ruhiger. Die anderen Bewohner nahmen sehr viel Rücksicht.

Tante Jetta, eigentlich hieß sie Henriette, unsere Nachbarin, war eine ganz liebe Person. Jedesmal, wenn sie kam, brachte sie mir eine Tafel Schokolade

oder sonstige Süßigkeiten mit. Meine Geschwister wurden nicht so bedacht, was mich überhaupt nicht störte. Mehrfach kam sie die letzte Zeit. Ich freute mich natürlich.

"Na, mein kleiner Heinz, Tante Jetta hat dir was zum Lutschen mitgebracht. Hier, nimm und isß schnell auf."

Meine kleinen Finger hatten große Schwierigkeiten, das Bonbon vom Papier zu trennen. Die Jetta half mir noch dabei, ging dann zu unserem Vater. Emmy kam ganz plötzlich auf mich zu, nahm mich bei der Hand und ging mit mir in den Garten.

"Heinz, komm wir spielen etwas. Hier im Sand backen wir einen Kuchen. Ich hole Wasser, damit er sich schön formen läßt, und du fängst schon mal an."

Viel später begriff ich, daß es ein geschicktes Manöver war, um mich abzulenken. Ich backte einen wunderschönen Kuchen, der aber dauernd in sich zusammenfiel, weil das Wasser fehlte. Emmy kam nicht wieder. Ich backte einen zweiten Kuchen. Das Gleiche, er sackte bald zusammen wie der erste. Sollte ich auf das Wasser warten, oder einfach ins Haus gehen und was holen? Weil ich wußte, daß Emmy oft schlecht gelaunt war, wenn man ihren Anweisungen nicht folgte, beschloß ich zu warten. Der dritte Kuchen mißlang auch. Traurig saß ich da. Kurt aus der Nachbarschaft, wir sind gleichaltrig, kam gerade um die Ecke, schwerbeladen mit großen Steinen.

"He, Heinz, sieh mal meine Steinsamm...",

weiter kam er nicht. Da lag er, gestolpert über einen Stein, der nicht zu seiner Sammlung gehörte. Er weinte jämmerlich. Sein Finger war unter einen etwas größeren Stein geraten, der ihm aus dem Arm fiel. Ich konnte nichts sagen. Ich fing auch an zu weinen, vielleicht aus Wohlgefallen, wohl eher über meine drei mißlungenen Kuchen. Kurt und ich trösteten uns und spielten noch ein bißchen mit dem Ball, den er mitgebracht hatte.

Ein sehr trauriger Tag; für unsere Mutter ein Tag, auf den sie schon länger zulebte, aber insgeheim hoffte, daß dieser nie kommen würde. Aber er kam. Draußen stürmte es. Drinnen wurde es still. Ganz still. Nur ein leises Surren war zu hören. Der Wind, als ob er die Stille durchschneiden wollte mit seiner Kraft, pfiß durch die undichten Fenster. Eine Fliege zog ungezwungen ihre Bahn, landete und startete wieder. Das Meer, heute kein sanftes Rauschen, sondern ein rauschendes Toben. Es ist der 8. April 1921, als mein Vater für immer einschlief. Ich verstand nicht so richtig. Noch keine vier Jahre war ich. Abends kam dann noch ein Mann, der hatte schwarze Sachen an. Später erzählte mir Hertha, sie wußte schon viel, daß es der Pfarrer war. Unser Vater wurde zu Hause im Flur in einen schwarzen Sarg gelegt. Niemand hinderte mich daran, alles mit anzusehen. Ein Erlebnis, das ich nie-

mals vergessen werde. Einer nach dem anderen kam und schaute in den Sarg, wo unser Vater lag. Er war tot. Er sah blaß aus. Es sah so aus, als ob er lächelte, von seinem Leiden befreit. Zufrieden sah er aus, wie schon lange nicht mehr. Mutter weinte jämmerlich und vergaß alles um sich herum. Auch Emmy und Hertha weinten. Bei mir waren es nur ein paar Tränen, oder waren es mehr? Erst am nächsten Tag schloß sich der Sarg. Dieses Bild werde ich nie vergessen. Es scheint mir jetzt im Alter immer klarer zu werden.

Vater wurde nun in dem schwarzen Sarg zum Friedhof getragen. Fast jeder, der ihn kannte, nahm daran teil. Kinder, Jüngere und Ältere begleiteten unseren lieben Vater auf seinem letzten Weg. Er ist doch so jung gestorben mit 49 Jahren. Die zweihundert Meter zum Friedhof waren für unsere Mutter eine Anstrengung, obwohl sie erst 42 Jahre alt war. Eine Kirche gab es in Nickelswalde nicht. Nur einen Glockenturm. Niemals vorher hatte ich diese Glocken so gehört wie an diesem Tag. So ganz anders. Sie läuteten eben nur für Vater. Für mich brach in diesen Stunden eine Welt zusammen, vielleicht war mir jetzt erst bewußt geworden, es gab kein Zurück. Es ist endgültig. Ein "Vater unser" vom Pfarrer, der viel zu laut redete, und alles war vorbei.

"Schwere Zeiten kommen auf uns zu Kinder, wir werden mit großer Mühe uns ernähren können. Aber es wird gehen. Wir kennen viele nette Menschen in dem Dorf. Einige haben schon ihre Hilfe angeboten. Wir müssen jetzt noch dichter zusammenrücken wie wir es ohnehin schon getan haben, dann wird es gehen, und ich bin sicher, Gott wird uns dabei helfen."

Meine Mutter machte sich selber und uns Kindern Mut. Ihre Traurigkeit in der Stimme war nicht zu überhören. Erst jetzt wurde mir klar, daß wir eigentlich schon immer, auch vor dem Essen, gebetet haben. Für Emmy und Hertha ist es nicht leicht, das Fehlen von unserem Vater zu verarbeiten, schließlich kannten sie ihn ja viel länger.

Die Arbeit im Haus und Garten lenkte, ab und zu jedenfalls, die Geschehnisse der letzten Wochen ein bißchen in den Hintergrund. Zeit heilt Wunden, und das ist gut so.

Das Leben in den Mündungsdörfern der Weichsel ging seinen gewohnten Gang. Die Fischer, tagein tagaus, gingen ihrer Beschäftigung nach. Ein Treiben jeden Tag auf beiden Seiten des Flusses, denn mit den Händen, mit seinem Körper zu arbeiten, ist das natürlichste Mittel der Welt, um gesund zu bleiben. Auch besuchte man sich gegenseitig. Jeder kannte jeden. So langsam lernte auch ich meine Umwelt besser kennen. Doch nicht nur das Dorf lernte ich lieben, sondern auch die Menschen, die darin wohnten und

arbeiteten. Alles nahm ich jetzt viel bewußter wahr. Die schöne Landschaft mit Wald, Dünen und dem Wasser. Diesen Lebensraum, diese Seeluft, jede Wetterlage, alles das liebte ich. Unser Leben spielte sich nach Möglichkeit draußen ab. Öfter hatten die Fischer mit den Naturgewalten zu kämpfen. Das formte ihren Charakter, den Mut und die Art, miteinander umzugehen. Dieses Leben formte auch mich. Ich hatte nur die Fischerei im Kopf, das war mein Leben. Ich wollte Fischer werden, denn dieser Berufswunsch ist mir in die Wiege gelegt worden, und dafür bin ich heute, ja auch heute noch, wenn auch etwas verhaltener, dankbar.

Die Monate vergingen, und ich fühlte mich am Wasser bei den Booten am wohlsten. Hier spielte ich wiederholt mit den Kindern aus der Nachbarschaft. Unser Spielzeug bestand meistens aus den Dingen, die wir so fanden: alte Fahnen, die von den Fischern nicht mehr gebraucht wurden, Korkbojen wurden als Fußball zweckentfremdet. Auch machten wir Wettrennen zwischen Mädchen und Jungens. Meistens gewannen wir. Die Mädchen waren besser im Hinkepott. Mitten im Spiel auf der Wiese zum Ufer ertönte plötzlich die laute Stimme von Erich Klawitter, "He, Heinz, willst du eben mit `raus zu den Reusen? Mutter hat bestimmt nichts dagegen."

Und ob ich wollte.

"Ja, Onkel Erich, ich komme."

Das Spiel mit den anderen war vergessen. Ich fühlte mich so groß, als ich zu dem Erich ins Boot stieg. Ein paar Sachen und Dinge kannte ich ja schon von meinem Vater, der mir früh alles erklärt hat. In dem Boot lagen noch die Netze vom Morgen. Das Wetter war ruhig, und wir schipperten langsam flußabwärts. Andere Fischer waren unterwegs. Man grüßte freundlich, wenn man aneinander vorbeifuhr.

"Onkel Erich, was meinst du, werde ich später auch ein eigenes Boot haben? Dann könnte ich gut für uns sorgen."

"Natürlich",

lächelte Onkel Erich, gleichzeitig legte er sich ordentlich in die Riemen, "du wirst ein eigenes Boot haben, da bin ich mir ganz sicher."

Das war Balsam für mein Gemüt. Sofort begann ich damit, mir alles sehr genau anzuschauen, als wenn es morgen soweit wäre. Wie gerudert wurde, denn das war wichtig. Gerade in schwerer See nicht den Kopf zu verlieren, hier war es wichtig, gut rudern zu können. Die Zeit auf dem Wasser, das Schaukeln des Bootes, die Landschaft, vom Wasser aus gesehen, ich konnte alles rundherum vergessen. Vergessen, oje, vergessen hatte ich, daß Mutter mir doch aufgetragen hatte, beim Schlachter Krause für einen Gulden Mettwurst zu holen. Mutter konnte richtig böse werden, wenn man etwas vergaß.

Schlimmer noch war es bei Emmy und Hertha, die hatten manchmal viel auszuhalten. Ich war noch zu klein, um zu verstehen, wie schwer es für sie war, uns Kinder zu versorgen. Wieder an Land, rannte ich schnell zu Schlachter Krause. Wie immer saß er auf dem breiten Stuhl hinter dem Tresen. Beim Eintreten kam mir der Gedanke, die Wurst und das Fleisch hat er wohl ganz allein gegessen, so dick war er. Jetta sagte oft, der wiegt bestimmt so viel wie sechs oder sieben Kartoffelsäcke. Das mußte stimmen. "Mettwurst für einen Gulden, Herr Krause, Mutter hat mich geschickt."

Im Sitzen buddelte Herr Krause in der Wurst herum und wog sie. Ich buddelte in meinen beiden Taschen. Bis zu den Ellenbogen waren meine Arme verschwunden. Doch ich fand keinen Gulden. Ich hätte im Erdboden versinken können. Wo war der Gulden? Beim Spielen oder im Boot verloren? Egal, der Gulden war weg. Krause, der immer noch ganz gemütlich auf seinem Stuhl saß, wollte die Wurst schon wieder im Tresen verbuddeln. Ich schaute ihn an. Länger als sonst schaute ich ihn an. Meine traurigen Augen wirkten auf ihn wie ein Zauber, dazu der richtige Satz von mir.

"Herr Krause, bitte, wir bekommen heute abend Besuch und meine Mutter...",

er unterbrach mich, grummelte in seinen dicken Bauch hinein und buddelte die Wurst wieder aus.

"Hier nimm, ich werde es anschreiben und mit deiner Mutter verrechnen."

Ich bedankte mich artig, machte einen Diener und lief nach Hause. Ärger wird es geben, dachte ich mir, aber das ist morgen.

Beim Laufen stellte ich fest, daß meine Schuhe schon wieder zu klein geworden waren. Richtiger war wohl, meine Füße waren gewachsen. Genaugenommen waren es gar nicht meine Schuhe. Auftragen durfte ich sie von Emmy oder Hertha. Emmy bekam natürlich meistens neue, wenn sie nicht gerade gebraucht gekauft wurden.

Emmy kam mir schon entgegen mit ihrem Freund an der Hand. Otto war auch Fischer. Gesehen hatte ich ihn schon oft. Er war ein netter Kerl. Immer für ein Späßchen aufgelegt.

"Heinz, Mutter wartet schon auf dich mit der Wurst, wo warst du so lange? Nun geh schnell nach Haus, es ist Besuch da. Otto und ich gehen noch durchs Dorf."

Ohne eine Reaktion von mir abzuwarten, gingen sie weiter. Ich rief noch hinterher:

"Otto, wann nimmst du mich wieder mal mit auf deinem Fahrrad?"

"Irgendwann Heinz, irgendwann."

Dann waren sie verschwunden. Es war ein Erlebnis, vorn auf der Stange vom Fahrrad zu sitzen, wenn Otto fuhr. Er fuhr schnell, aber sicher, machte dann häufig ein Geräusch dazu, als wenn er auf einem Motorrad saß. Er freute sich so sehr, wenn ich meinen Spaß dabei hatte. Nur Mutter durfte es nicht mitbekommen, dann gab's Schelte, und zwar nicht wenig.

Zu Hause angekommen, stürmte ich regelrecht in die Stube. Dabei vergaß ich, meine Schuhe auszuziehen. Ich brauchte Mutter nur anzusehen, und machte auf dem Absatz wieder kehrt. Ich konnte es nicht abwarten, den Besuch zu begutachten. Die Schuhe stellte ich adrett auf ihren Platz, wusch mir die Finger und ging zurück in die Stube. Kurz vor der Tür hörte ich die Stimme von Mutter. Sie flüsterte, trotzdem konnte ich alles hören. Ich lauschte ihren Worten.

"Johann, bitte, wir müssen es Heinz schonend beibringen."

"Ja, ja, Maria, laß mich nur machen, oder möchtest du lieber?"

"Ich glaube, es ist besser, ich sag's ihm."

Ich trat klopfend ein.

"Heinz, warum klopfst du denn, das tust du doch sonst auch nicht?"

"Ach nur so, die Wurst liegt auf dem Küchenschrank, Mutter."

"Ja ist gut, nun sag erstmal guten Abend, wie du siehst, haben wir Besuch."

Dann legte Mutter los. Ihr war es sichtlich unangenehm, und sie wußte nicht so recht, wie sie beginnen sollte. Sie fand die richtigen Worte erst, als ich sie nicht mehr ansah. Sie erzählte von Vater, von sich, von uns, und daß wir wieder einen Vater bräuchten, daß es für sie einfacher wäre, und Vater war ja so jung gestorben. Kennengelernt habe sie ihn durch den Schuhmacher, und das war ein tüchtiger Mann. Wir könnten dann wieder selbst auf Fischfang gehen und überhaupt...

"Heinz, der Johann und ich, äh... ja, wir werden heiraten. Nicht sofort, aber irgendwann."

Wenn ich auch vorher nicht viel verstanden hatte, aber dieser Satz traf mich wie der Blitz. Stocksteif saß ich da und konnte mich nicht mehr richtig bewegen. Das sollte mein Vater werden? Fischen soll er können? Gern haben soll er uns? Fragen, die in Sekunden durch meinen Kopf jagten. Nun sagte der Neue auch was.

"Ja, Karl - Heinz, weißt du, deine Mutter und ich, ich meine, wir kommen gut zurecht, und da haben wir gedacht, daß wir zusammen für euch sorgen. Wir werden uns schon gut verstehen."

Beim Abendessen saßen nur wir drei zusammen. Emmy und Otto zogen es vor, etwas anderes vorzuhaben. Die Mettwurst vom Krause schmeckte mir überhaupt nicht. Mir fiel der Gulden ein. Beim Essen sagte jeder nur das Nötigste. Ich sagte gar nichts. Abends lag ich in meinem Bett und weinte.

Am nächsten Tag kam zu meiner Traurigkeit die Nachricht, daß der Krause von meiner Mutter den Gulden für die Mettwurst erbat. Das wird was geben, dachte ich, doch meine Mutter sagte nicht ein Wort. Wahrscheinlich hatte sie ein Einsehen mit mir. Ich fand es toll. Meine Stimmung wurde schon viel besser. Schließlich ist man nicht allein auf der Welt, und einen neuen Vater bekommt auch nicht jeder. Eine Besonderheit also, trotzdem hätte ich gerne meinen richtigen Vater behalten. Meine Stimmung erhob sich geradezu in einen ausgelassenen, fröhlichen Zustand. Der Otto bot mir an, am Sonntag einen kleinen Ausflug zu machen. Emmy würde auch mitkommen.

Die Gaststätte, Mittelpunkt auf einem parkähnlichen Grundstück, lag ein paar Kilometer von Nickelswalde, und so nahm mich Otto wieder auf seiner Stange mit. Als er seinen künstlichen Motor anschaltete, war mein Mißmut der letzten Tage wie weggeblasen. In der Gaststube stand eine, man nannte es Klimperkasten, Musikbox, die dauernd gefüttert werden wollte. Otto gab mir einen Groschen, und der Klimperkasten spielte nach einem Knopfdruck laute und kratzige Musik. Um mich zu beschäftigen, spendierte Otto noch reichlich Süßigkeiten. Bei mir war er ab sofort hoch angesehen. In Süßigkeiten war ich verliebt, wie Emmy in ihren Otto. Das konnte jeder gut beobachten, besonders, wenn sie nach der fürchterlichen, kratzigen Musik aus dem Klimperkasten tanzten. Die beiden glaubten bestimmt, ich würde ihr Getuschel nicht mitbekommen. Doch das, ich war immerhin schon sechs Jahre alt, war ein Irrtum. Verlobt waren die beiden ja schon. Jetzt flüsterte Otto der Emmy etwas von Heirat ins Ohr. Bei dem Wort Heirat überfiel mich Wehmut, mußte ich doch gleich wieder an unseren Vater denken, der nicht mehr bei uns war. Doch ein bißchen später kam mir der Gedanke, wenn Heirat, dann gibt es bestimmt ein kleines Fest. Die Traurigkeit entwich. Sofort lief mir das Wasser im Mund zusammen bei dem Gedanken an Süßigkeiten und Kuchen, die natürlich dazugehörten. Beim nächsten Tanz der beiden schaute ich genauer hin. Emmy sah in ihrem selbstgenähten Kleid eigentlich ganz gut aus. Die Schneiderei hatte sie ja gelernt. Sie paßten recht gut zusammen. Auf der Heimfahrt hatte Otto keine Zeit, den Motor zu spielen, denn beide sprachen nur noch von einem "Aufgebot", was auch immer das heißen mochte.

Im Juli 1923 war es dann soweit: Das große Fest wurde vorbereitet. Alle halfen mit. Auch Johann, unser neue Vater, gehörte schon beinahe zur Familie. Die Stuben verwandelten sich in einen Festsaal. Tische borgten wir uns aus der Gastwirtschaft. Sogar Musiker hatte Otto beschafft. Beim Zubereiten des Essens halfen auch die Nachbarn kräftig mit, besonders Jetta. Sie war wirklich eine treue Seele. Am Tag davor bekam ich noch nagelneue

Sachen zum Anziehen. Mutter hatte sie über Beziehungen aus Danzig besorgt. Emmy änderte noch ein bißchen die Beinlänge, und dann sah ich aus wie der Bräutigam persönlich. Ich war ganz aufgeregt, als die Gäste endlich kamen. Die Musiker spielten draußen vor der Tür und empfingen alle Gäste mit einem Ständchen. Die Feier ging bis in den frühen Morgen, und ich durfte bis zum Schluß aufbleiben. Richtig erwachsen kam ich mir vor.

Die Hochzeit war vorbei. Nun hieß Emmy nicht mehr Lietzow, sondern Delleske. Emmy Delleske. Kurze Zeit später wurde den beiden dann das erste Kind geboren. Ein gesunder Junge bekam den Namen Gerhard. Der Alltag kehrte zurück. Unser zukünftige Stiefvater fing nun an, bei uns zu fischen. Mutter sagte so oft:

"Naja, die Erfahrung, die euer Vater hatte..., aber Johann wird schon noch dafür sorgen, daß es mit den Fischen wieder aufwärts geht. Hier in der Stromweichel braucht man schon Übung, um gut zu fischen. Drüben, wo Johann Jahre gefischt hat, im toten Weichselarm, war es wesentlich einfacher."

Hertha hatte so ihre liebe Mühe mit dem Stiefvater. Eigentlich war er es ja noch gar nicht. Mit der Heirat wollten beide noch ein bißchen warten. Der Leute wegen, wie Jetta immer sagte.

"Um die Jahrhundertwende, genau 1895", versuchte Johann mich aufzuklären,

"als der Weichseldurchstich vollzogen war, siedelten sich im toten Mündungsarm die Dörfer, zum Beispiel Neufähr, an. Übrigens, zu damaliger Zeit die größte menschliche Tat im Kampf gegen Hochwasser und den Eisgang des Weichselstroms. Hier waren anfangs gute Fanggründe, und es war einfacher zu fischen. Auf dieser Seite, und dann die Strömung, da muß ich mich dran gewöhnen."

Aus seiner Stimme hörte ich die Unsicherheit heraus. Es klang, als wolle er sich entschuldigen. Im nächsten Augenblick wurde er dann sehr streng und barsch. Er ist eben nicht unser Vater. Wenn ihm etwas mal gut gelang bei seinen Arbeiten im Boot, und er besonders gut gelaunt war, dann erzählte er gern aus vergangenen Tagen.

"Ja, Heinz, so war er der Krieg, grausam und hart. Viel Leid hat er für viele Menschen gebracht". Polen entstand, und wir leben hier im Freistaat rund um Danzig. Die meisten sind natürlich deutsch. In Danzig sogar achtundneunzig Prozent. Weißt du, das sind beinahe alle. Die Polen kommen dann in der Saison, um Geld zu verdienen."

"Ja, Vater, auch die vielen Flöße",

erschrocken brach ich meinen Satz ab. Ich hatte Vater gesagt, und dabei, er war es doch noch gar nicht.



"Ja, Heinz, die Menschen auf den Flößen sind auch Polen. Sie treiben das gefällte Holz durch Schleusen, du weißt doch, an der Fähre nach Schiewenhorst, stromabwärts zu den Sägewerken. Du kannst ruhig Vater zu mir sagen."

Beide schwiegen wir und schauten dem Ausflugsdampfer "Carmen" nach, der aus Dirschau kam.

Der Sommer ging zu Ende, und es ereignete sich nichts Besonderes in Nickelswalde. Der Gedanke an die Schulzeit kam immer öfter. Mutter bereitete mich schonend und langsam darauf vor. Der Herbst ging. Der Winter stand vor der Tür und brachte ungewöhnlich viel Schnee. Für uns Kinder eine tolle Sache. Die Kufen der Schlitten wurden nicht mehr rostig, so oft gingen wir rodeln. An den Hängen zum Weichselufer war das Rodeln sicher genug. Vom Deich bis zum Wasser waren es noch gut einhundert Meter. Wir Kinder kannten uns gut aus, es war schließlich unsere Heimat, unsere kleine, bescheidene Welt. Die Erwachsenen hätten uns ein bißchen mehr erlauben dürfen, aber sie waren nun mal erwachsen und hatten das Recht, erwachsen zu sein. Das Weihnachtsfest 1923/24 wurde ganz bescheiden gefeiert. Die Ausgaben im vergangenen Jahr übertrafen oft die Einnahmen, wie Mutter zu sagen pflegte. Die Erwachsenen redeten wiederholt von Inflation und Brotknappheit. Das verstand ich alles nicht. Geschenke gab's nicht viel, nur eine Kleinigkeit. Der Tannenbaum war spärlich geschmückt, und wir hatten Mühe, das Haus warm zu halten. Emmy und Otto, die inzwischen die kleine Wohnung über uns bewohnten, kamen zum Essen herunter. Mutter sprach ein Gebet. Dabei zeichnete sie mit dem Brotmesser ein Kreuz auf das Brot und sprach:

"Herr, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast."

Und alle sagten wir dann:

"Guten Appetit und fröhliche Weihnacht."

Nach dem Essen und der Bescherung gingen wir dann sehr bald schlafen, weil das Feuer im Ofen kümmerlich brannte. Im Bett war es wärmer. Ich schlief sehr schnell ein an diesem Weihnachtsabend.

Der Schnee blieb lange bis in das Frühjahr hinein liegen, so daß es am Weichselufer zur Schneeschmelze große Überschwemmungen gab. Nie aber weckten die Wassermassen einen Gedanken an Gefahr, zu gut sind die Dämme damals gebaut worden. Viel schlimmer waren die Gedanken bei mir an die Schule. Der Einschulungstermin rückte unaufhaltsam näher. Am 1. April 1924, für mich ein historisches Datum, wurde ich gegen meinen Willen eingeschult.

"Wenn du einmal deinen Beruf als Fischer ausüben willst, dann mußt du in der Schule erst einmal lernen",

überzeugten mich Emmy, Hertha und Otto. Die haben gut reden, denn sie waren ja schon fertig mit der Schule. Es ist schon sinnvoll, wenn einer lesen und schreiben kann. Ich entschloß, mich durch die Schule zu beißen. Außerdem gab's ja noch das Fischen nach der Schule und sonstige Annehmlichkeiten. Die ersten Monate in der Schule waren eher angenehm. Ich lernte viele "Leidgenossen" kennen. Die Lehrerin, Frau Jibbe, sah nicht nur streng aus, sie war es auch. Nach ein paar Wochen Schule hatten wir schon wieder Ferien, und ich fuhr immer öfter mit aufs Wasser zum Fischen. Die Schule war vergessen.

Es muß im August 1924 gewesen sein, kurz nach meinem siebten Geburtstag. Wir hatten einen sehr großen Bekanntenkreis, so daß man uns hin und wieder mal einlud. Unsere ganze Familie war bei einem Bootsbauer zum Geburtstag eingeladen. Alles zog sich schick an. Ich bekam einen nagelneuen Matrosenanzug übergestreift. Meine Mutter mahnte mich natürlich gleich:

"Heinz, daß du mir ja den Anzug nicht schmutzig machst. Heute sieh dich bitte mal vor!"

"Ja, Mutter, ich paß schon auf."

Bei Kaffee und Kuchen mit den Erwachsenen ging auch alles gut. Nicht ein Krümel viel mir runter. Klein Elli kicherte mich von der Seite an:

"Sieh mal, Heinzi, der dicke Krause muß zwei Stühle haben. Drei Kuchen hat er verdrückt. Sein Anzug ist auch vollgekleckert."

Der Erich nickte mir kurz zu. Wir saßen weit auseinander. Die Eltern wußten schon, warum. Elli redete immer noch, doch ich hörte gar nicht mehr zu. Erich schaffte es, unsere Eltern zu überreden, uns draußen spielen zu lassen. Seine Eltern, Tante Lieschen und Onkel Julius, waren hier in Schiewenhorst bekannt und sehr beliebt. Elli war immer noch am reden, als ich einfach aufstand und ging.

Im Hofplatz wurde gerade ein Boot repariert. Interessiert schauten wir uns um.

"Erich, komm, wir klettern auf den Baum und lassen uns hängen."

Meinen schicken Anzug hatte ich völlig vergessen. Mein Tatendrang war größer als die Vorsicht. Am ersten Ast, den ich packen konnte, wollte ich mich hochziehen. Ich muß wohl seine Stärke überschätzt haben. Rücklings landete ich in einer unter dem Baum abgestellten Teertonne. Der lose Deckel segelte Erich über den Kopf aufs Pflaster, und ich segelte mit den Füßen voran in diese Teertonne. Mein lautes Geschrei konnte von niemandem überhört werden. Alle Gäste kamen angelaufen und waren entsetzt. Gottlob,

mein Gesicht hatte nichts abbekommen. Der hintere Kopf und die Halspartie sahen in der glitzernden Sonne so aus, als wenn ich eine große Kopfplatzwunde davongetragen hätte. Die Mütter allesamt verfielen anfangs in Hysterie. Sie schrien nur, taten aber nichts. Mich überzog eine dicke, schwarze Teerschicht. Ich war dem Heulen nah. Die Männer packten mich und rissen mir die Kleider vom Leib. Waren grad froh, daß es kein Blut war. Alle Kinder, auch Elli, lachten über die wohl witzige Gestalt, die vor ihnen stand. Es half nichts. Ich stand nackt vor ihnen. Der neue Anzug - nur ein Teerklumpen blieb übrig. Der Teer mußte `runter. Aber wie? Jemand rief aus der Gesellschaft:

"Schnell, Petroleum, holt alle schnell Petroleum."

Aus der ganzen Nachbarschaft schleppte man den "Saubermacher" ran und badete mich halbwegs darin. Ich fühlte mich elendig und schämte mich. Vom Erich holte man neue Kleider und zog mich wieder an. Über den Matrosenanzug wurde nie mehr geredet. Mutter war froh, daß ich keine großen Verletzungen hatte. Die Feier erklärte sie für uns als beendet. Zu guter letzt bekam der Gastgeber noch die Schuld. Er hätte doch die Tonne besser abdecken sollen.

Ein paar Tage später in der Schule, wir waren gerade im Sportunterricht, verspürte ich ein sonderbares Brennen am Hinterkopf. Unser Unterricht fand draußen statt, und die Sonne schien mir unerbittlich auf den Kopf. Das noch vorhandene Petroleum zeigte Wirkung. Als wenn ich durch eine Feuerwand gelaufen wäre, so brannte es. Opa Frenz, am Anfang unser Sportlehrer, wir nannten ihn so natürlich nur, wenn er nicht dabei war, merkte wohl, daß mit mir etwas nicht stimmte. Er kam auf mich zu und sah die Bescherung. Mein Hinterkopf war feuerrot. Endlich durfte ich in den erlösenden Schatten. Am Abend schrubbte mich meine Mutter mit Kernseife ab. Mein Vater meinte scherzhaft:

"Maria, laß bloß noch Haut an dem Jungen."

Sie lachte kurz, schrubbte weiter, bis ich frei von Petroleum war.

Eines Tages, auf dem Heimweg von der Schule, kam Hertha mir schon freudig entgegengelaufen. Was war mit ihr los? Sie ist ja ganz aufgeregt, dachte ich.

"Hallo, Hertha, haste ihn wiedergesehen?"

Sie wußte genau Bescheid.

"Ja, er kommt uns bald besuchen. Gehe eben zum Bäcker und hole Brot. Bis nachher, Heinz."

Sicher hat sie wieder diesen Johann Böttcher getroffen, ihr erster Schwarm. Und nun soll er schon nach Hause kommen. Das wird ja lustig.

Eigentlich, so dachte ich bei mir, hatten es meine Schwestern doch gut. Die Schule schon hinter sich, blickten sie in eine blühende, kribbelnde Zukunft, und ich hatte alles noch vor mir. Diese blöden Lehrer, überhaupt kein Verständnis für uns Schüler. Richtig streng waren sie. Unser Dorf, unsere Straße, unser Haus, ich liebte diese Gegend, alles um mich herum. Die Tiere, die mit uns lebten. Alles liebte ich, bloß diese blöde Schule nicht. An diesem Tage, die Sonne schien, kam Pfiffi, unser Spitz, freudig auf mich zugelaufen. Die Schule war vergessen.

"He, Pfiffi, was freust du dich so, bist froh, daß ich wieder da bin was?"

Er gab Antwort in seiner ganz typischen Art: Er wedelte mit dem Schwanz. Immer wieder sprang er an mir hoch und freute sich. An diesem Tage kam mir alles so wirklich, so nah vor. Intensiv spürte ich meine nähere Umgebung. Da waren die Hühner, die im Blumenbeet scharrtten, bis sich meine Mutter bis zur Weißglut aufregte. Das Schwein, im Dreck wühlend, wohl wissend um sein bevorstehendes Schicksal. Denn schließlich mußten wir alle leben. Neben Fisch war unsere Hauptnahrung eben Fleisch. Ziegen hatten wir sogar zwei. Unsere kleine Welt, sie war so nah, so wahrhaftig. Die Geschehnisse in der weiten Welt, draußen vor unserem Lebensraum, sie kümmerten uns wenig. Ab und zu hörte man etwas in der Schule von einer Republik und von Weimar. Einiges sollte sich grundlegend ändern, draußen vor unserer kleinen Welt, die in Ordnung war. Aber da ich die Schule eh nicht mochte, interessierte mich das auch nicht.



*Meine Familie-Jetta mit klein Hedwig, Herr Schanz, ein Untermieter, Emmy mit Otto, Hertha und Mutter, v.l.n.r.*

Als wenn Frau Jibbe meine letzten gedachten Worte gehört hätte. Die Sonne verdunkelte sich. Schwarze Regenwolken schoben sich über unser Dorf. Frau Jibbe wuffte sehr genau, daß ich keinen Regen mochte. Das war ihre Rache, denn meinetwegen hatte sie sich einmal selbst mit dem Stock aufs Knie gehauen. Eigentlich wollte sie meine Hand treffen, aber im richtigen Moment zog ich es vor, die Hand schnell wegzuziehen. Es fing schon an zu tropfen. Immer größer werdende Tropfen fielen vom Himmel. Im Nu war es stockschwarze Nacht. Der erste Blitz zuckte auf. Nun halfen auch die Worte von Johann Böttcher nicht mehr, der einmal zu mir sagte:

"Brauchst keine Angst vor dem Gewitter zu haben, der Himmel ist mindestens so dick",

dabei zeigte er mit der Hand einen Meter über den Boden,

"da kommt kein Gewitter durch."

Ich rannte, so schnell ich konnte nach Hause. Auf dem Hof angekommen, schon pudelnaß, rutschte ich auf dem nassen Pflaster aus. Im Schutzreflex stützte ich mich mit der Hand im Fallen ab. Da war es passiert. Mein Daumen verbog sich derart nach hinten, daß ich glaubte, er wäre abgebrochen. Mein lautes Schreien hörte Jetta und kam sofort aus dem Haus, um mir zu helfen. Lebenserfahren erkannte sie die Lage. Sie begleitete mich ins Haus und besorgte erst einmal Bratschmalz.

"Tante Jetta, ich möchte jetzt nichts essen, es tut doch so weh."

Ohne meine Worte zu beachten, langte sie mit beiden Fingern in den Schmalztopf und holte eine walnußgroße Menge heraus. Nun ergriff sie meinen Daumen, der schon ganz dick anschwell, und bearbeitete denselben mit Schmalz und großem Druck. Noch nie zuvor hatte ich vor Schmerzen so laut und so lange geschrien. Doch Jetta rieb weiter.

"Das muß sein, mein Heinz, sonst wird es noch schlimmer."

Jetta meinte es gut, doch geirrt hatte sie sich. Nach diesem schweren Gewitter spürte ich meinen Daumen noch lange, lange Zeit. Nur, es hätte ja auch der rechte Daumen sein können. So konnte ich in der Schule weiter-schreiben. Eine kleine Schulpause hätte mir sicherlich gutgetan.

Der Winter sollte wieder hart und frostig werden. Für uns Kinder eine tolle Angelegenheit. Die Weichsel fror fast immer zu. So konnten wir oft unser Eislaufspiel ausprobieren, was nicht ganz ungefährlich war. Die Eltern durften es nur nicht merken. In solchen Wintern fühlte sich unser Schlachter Krause besonders wohl. Die große Hitze im Sommer machte ihm zu schaffen, so daß er im Keller saß, um der Hitze im Laden auszuweichen. Bei seinem Gewicht konnte man dies schon verstehen.

Unser Vater gab sich viel Mühe, uns zu gefallen. Vater zu sagen fiel mir inzwischen viel leichter. Das Verhältnis zwischen uns war längst nicht mehr so eisig wie dieser Winter. Für unsere Eltern war es gewiß nicht einfach, den kalten Tagen und Nächten zu trotzen. Aber irgendwie schafften sie es ständig wieder, uns von Sorgen und Nöten fernzuhalten. Sie verstanden sich auch untereinander immer besser. Oft sahen sie sich liebevoll an und sagten sich nette Worte. In den Winterhalbjahren renovierte Vater im Haus und machte es wohnlicher.

Jeder im Haus, ja, jeder im Dorf, sehnte sich nach dem langen Winter das Frühjahr herbei. Die Schneeschmelze setzte ein, und die Natur zeigte nun, wozu sie im Stande war. Die Tage wurden länger und wärmer. Ich kam nun schon in die zweite Klasse. Frau Jibbe durften wir noch behalten. Die anderen Lehrer sollten noch viel strenger sein. Im Sommer wurde das Aufgebot für Mutter und Vater bestellt. Neun Tage vor meinem achten Geburtstag heiratete meine Mutter meinen Vater, richtig, meinen Stiefvater. Die Hochzeitsfeier fiel im Gegensatz zu Emmys und Ottos recht dürftig aus. Es wurde halt gespart. Viele Leute waren zur Feier nicht da, nur die engsten Verwandten.

"Wahrscheinlich nehmen Mutter und Vater noch Rücksicht, weil das mit unserem Vater, na, du weißt schon, damals mit der Krankheit, und viel Geld haben wir auch nicht."

Emmy versuchte mir das alles klar zu machen. Dabei verstand ich schon sehr gut. War doch kein kleines Kind mehr. Aber so sind ältere Geschwister nun einmal. Alles müssen sie erklären und kommentieren. Meine Mutter hieß nun nicht mehr Lietzow, sondern Paninski mit Nachnamen. Das Leben ging einfach so seinen gewohnten Gang, als wenn gar nichts gewesen wäre. "Siehst du, Heinz, nun hast du wieder richtige Eltern und brauchst auf das Gehänsel deiner Mitschüler nicht zu achten." Ich weiß gar nicht, wie meine Mutter darauf kam, ich hatte nie etwas erzählt.

Gegen Lehrer Schnick, den wir in der dritten Klasse hatten, und den Opa Frenz war Frau Jibbe ein Engel. Die nächsten Wochen und Monate wurde ich in der Schule schlechter und der Opa Frenz immer besser zu mir. Trotz mittelmäßiger Noten saß ich in der Sitzrangfolge, diese gab es ab der fünften Klasse, auf Nummer eins. Neben mir der Otto Siebert.

"Mensch, Heinz, wie machst du das? Der Frenz, ich mein, du hast es wirklich gut bei ihm."

Später kam ich dahinter. Er hatte mal bei meinen Eltern Geld geliehen, und deshalb wurden meine Noten auch wieder besser, ohne, daß ich viel dafür tun mußte. Auch waren seine Tochter Lena und meine Schwester Emmy miteinander befreundet. Das tat sein Übriges. Jedenfalls wurde ich von sei-

nen Wutausbrüchen in der Klasse verschont. Manchmal schlug er so hart mit dem Zeigestock auf die Bänke, daß dieser schon anfang abzusplittern. Dabei wurde sein Kopf, von dem man nicht viel sah, weil sein Bart die größte Fläche einnahm, feuerrot, und die Barthaare stellten sich auf. Begleitend von Worten, die ich hier nicht erzählen kann, warteten wir seinen Anfall ab. Eingeschüchtert durfte die Klasse dann am Nachmittag seinen Hühnerstall ausmisten. Für mich keine Strafe, denn ich mistete lieber den Hühnerstall aus, anstatt auf der Schulbank zu lernen.

Die Jahre vergingen. Jeder ging seiner Arbeit nach, ohne lang zu fragen, warum. Sie mußte einfach getan werden. Wollte man in dieser Welt leben, so mußte man einfach arbeiten. Für mich war die Arbeit nie ein Fremdwort gewesen. Es veränderte sich jetzt etwas in mir. Ich kann`s nicht beschreiben. Vielleicht wurde ich erwachsen, oder so. Bald wurde ich zwölf Jahre alt, und jeden Tag erlebte ich, daß die Natur, die Verbundenheit mit der Natur und dem Wetter, das Entscheidende für mich im Leben war. Schon in diesem Alter spürte ich, wie wunderschön ein Sonnenuntergang sein kann, wie das Wetter uns die tollsten Kapriolen schlug, wie wichtig es war, mit seinen Mitmenschen einfach gut auszukommen. Unser Dorf Nickelswalde, gelegen, nein, eingehüllt in einer faszinierenden Natur, alles war hier auf engstem Raum zu genießen, so wie das Meerwasser, das sein Rauschen mal lieblich zart, mal tosend donnernd an den weißen Strand spülte; dahinter die hohen, weißen Dünen, die von noch höheren Nadelbäumen thronend überragt wurden; das weite Weichseldelta mit seinen von Fischerbooten und Ausflugsdampfern umworbenen Gebieten. Hier herrschte jeden Tag ein seltsam vertrautes Treiben. Weiter flußaufwärts die hohen Dämme, die man um die Jahrhundertwende aufgeschüttet hatte, um Überschwemmungen vorzubeugen. Das westliche Ufer vor Schiewenhorst, reichlich mit Häusern auf dem breiten Damm bestückt, aufgezogen wie an einer Perlenkette. Vor Nickelswalde, auf der östlichen Seite, stand eine Windmühle allein und verlassen auf dem nicht so breiten Damm, als wollte sie sagen: seht her, ihr Menschen, ihr braucht mich, um das Getreide zu mahlen, genau, wie ich den Wind brauche. Durch die verschiedenen Wasserstände des Flusses befand sich weiter flußaufwärts eine Schleuse mit zwei Kammern, eine für die Fahrgastschiffe, die andere für die Floßschiffahrt. Nicht weit von unserem Bootsanleger war die Fischzentrale, in der wir unseren Fisch gut bezahlt bekamen. Hinter den Mündungsdörfern der schöne Wald. Hier wollte ich leben und groß werden, arbeiten mit und für meine Familie, irgendwann ein eigenes Boot haben, davon träumte ich. Ich liebte das alles hier. Ich liebte unsere kleine, bescheidene Welt.

Jedoch sollte alles ganz anders kommen, als es meinen Vorstellungen entsprach.

Kräftiger konnte ich jetzt schon mit anpacken, wenn es galt, die schweren, voll Wasser gesogenen Netze ins Boot zu hieven.

"du bist ein geschickter Junge, Heinz",

sagte mein Vater,

"Du wirst mal ein guter Fischer werden."

Ich war jetzt richtig stolz und hoffte, daß die Schulzeit bald zu Ende ging. Dann kann ich mich voll und ganz der Fischerei widmen. In der Schule war ich eher ein Nichtsnutz, das behauptete jedenfalls Opa Frenz. Meine guten Beziehungen bei ihm waren wohl schon aufgebraucht. Vielleicht hat er ja seine Schulden bei meiner Mutter zurückbezahlt.

"Heinz",

donnerte er einmal los,

"du willst ja wohl gar nichts mehr lernen, du Nichtsnutz. Du wirst ja doch nur Fischer. Es hat ja keinen Sinn mit dir, Nichtsnutz."

Immer wieder das erniedrigende Wort aus seinem Mund. Er wußte es nicht besser. Nur ich wußte es, er hatte unrecht.

An einem schönen Sonntagnachmittag wollten Emmy, Otto, Hertha und ihr Neuer einen Spaziergang machen. Ich wäre gern mitgegangen, aber mich wollten sie nicht mitnehmen. Emmy versuchte mir zu erklären:

"Heinz, ich glaube, da hinten zieh'n schon dunkle Wolken auf. Es könnte ein kräftiger Schauer werden."

Nun mischte sich der Neue von Hertha ein:

"Ja, Kleiner, du bleibst besser hier, oder willst du naß werden?"

Für wie dumm hielten die mich eigentlich. Nicht eine Wolke am blauen Himmel. Natürlich nutzten sie meine damalige Angst vor Regen aus. Ja, vor zwei, drei Jahren hätten sie diesen Trick noch anwenden können - aber jetzt? Ich verstand, und wollte mich nicht aufdrängen.

"Geht nur, ich vertreibe mir schon die Zeit. Seht nur zu, daß ihr nicht naß werdet."

Ein bißchen verlegen, wohl deshalb, weil ich sie durchschaut hatte, trotteten die Vier los. Der Neue von Hertha, ich glaube, der heißt Karl oder so, stolperte über einen Stein, weil er sich noch mal umschaute.

Ich saß vor unserem Haus und wußte nicht so recht, was ich anstellen sollte. Zu helfen war nichts. Es war Sonntag. Die Fischer ruhten sich von der Woche aus. Vor dem Haus stand schon wieder die vollgepackte Schubkarre, vollgefüllt mit Netzen, Stiefel und Regenzeug, denn am Abend mußten die



Netze wieder ausgelegt werden. Hinter dem Haus wurschtelte Mutter im Garten. Pfiffi sprang um sie herum und wollte spielen. Schade, daß Frau Mittrich, ihr gehörte der Kolonialwarenladen, heute geschlossen hatte. Ich hätte mir gern für einen Groschen Naschkram geholt. Die Sonne brannte ohne Erbarmen. Ich setzte mich in den Schatten. Es war drückend warm. Aus meinen Gedanken gerissen wurde ich durch das laute Gerede von Kurt. Er war in Ordnung, redete nur ein bißchen viel.

"Na, du siehst so lustlos aus. Tolles Wetter, gehn wir baden?"

"Hallo Kurt, aber nur, wenn dein Vater uns wieder festbindet."

Vater Stahl wollte unbedingt dabei sein, wenn sein Sohn zu Wasser ging. Ich fragte Mutter. Sie hatte nichts dagegen, wenn nur Vater Stahl dabei war. Meine Badesachen fand ich diesmal ganz schnell, was mich wunderte. Manchmal hatte ich große Mühe, etwas zu finden. Vater Stahl ging am Ufer hin und her. Er wartete schon auf uns. Die lange Leine hielt er schon in der Hand. Als wenn wir vor einer großen Taucherexkursion standen, wurden wir auf das Baden vorbereitet. Kurt war kein guter Schwimmer und ich auch nicht. Außerdem schien es recht gefährlich zu sein, am Weichselufer zu baden. Das sagte jedenfalls Kurts Vater. Dicht am Ufer der Weichsel, in Höhe des Fähranlegers, ging es rapide schnell ins Tiefe. Sicher angeleint hüpfen wir, nicht ohne uns vorher am Herzen naß zumachen, ins Wasser. Der Boden unter uns gab durch unser Gewicht nach wie ein wabbeliger Pudding. Vater Stahl hielt die Leine ziemlich stramm, die Schwimmbewegungen, die wir machten, brachten uns kaum voran.

"Mensch, Kurt, das hier ist doch kein Baden",

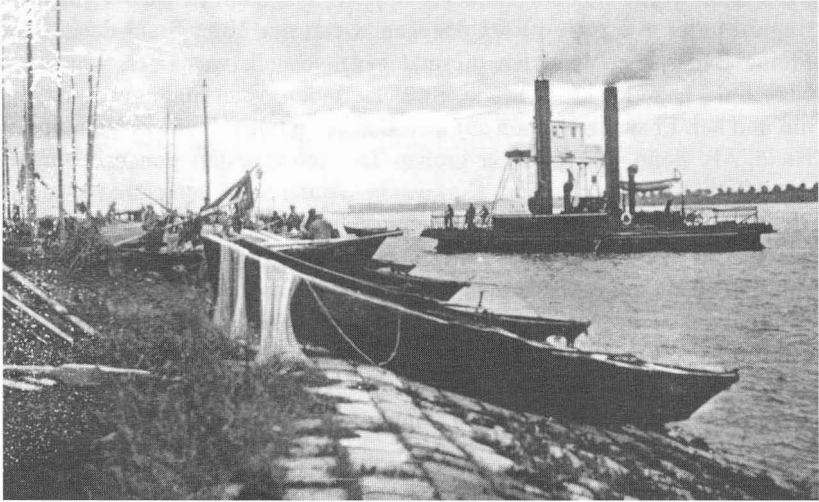
sagte ich, den Mund halb voll Wasser,

"komme mir vor wie ein Gefangener, der Badefreizeit hat. Komm, wir machen Schluß."

Kurt fragte nach, verstand aber ganz genau, was ich meinte. Vater Stahl zog uns an Land, als wenn er ganz tapfer gerade zwei vor dem sicheren Ertrinken gerettet hat. Während des Anziehens, viel brauchten wir nicht wegen der großen Hitze, fuhr die Kleinbahn aus Danzig am Anleger auf die Fähre, die dann zur anderen Seite hinüberfuhr, an Schiewenhorst vorbei. Nicht das erstemal standen wir an dieser Stelle und beobachteten den Verladevorgang. Kurt bedankte sich bei seinem Vater fürs Anleinen, was einem - na, nun geh doch schon - gleichkam. Als er seinen Vater auf diese Art weggeschickt hatte, fing er an, er nahm sich dabei sehr wichtig, von der Geschichte der Kleinbahn zu erzählen. In einer seiner Atempausen, die recht kurz gehalten waren, durfte ich etwas dazu sagen. Er ging aber gar nicht darauf ein und spinn seinen Gedanken weiter. So langsam verwickelte er sich in seinen gedanklichen Spinnweben. Es wurde mir zu bunt.

"Kurt, es war nett, aber ich habe jetzt keine Zeit mehr."

Ich packte meine Sachen und ging nach Haus. Den verdatterten Kurt ließ ich einfach stehen. Irgendwie tat er mir leid. Es war wirklich ein traumhafter Tag.



Reges Treiben am Fähranleger

## Draußen in der Welt

Je älter ich wurde und in der Schule doch so einiges mitbekam, mich interessierten insbesondere Geschichtsdaten, zerbröckelte meine kleine Welt, in der wir lebten, immer mehr. In meiner Kindheit war alles für mich so neu und groß. Die noch größere, tatsächlich vorhandene Welt, erschien mir fremd, wie eine zweite Erdkugel, die es irgendwo gab. Meine heile Welt wich, denn die Welt da draußen, sie war und ist wirklich. So eine große Welt, mit so vielen Menschen, da will es gelernt sein, friedlich mit- und nebeneinander zu leben.

Kriege hat es ewig gegeben, erzählte Opa Frenz oft. Der letzte war ja noch gar nicht so lange her, er hatte für uns einige Veränderungen gebracht, mal von dem Leid und von den Tragödien abgesehen, die von den Menschen ertragen werden mußten. Verstanden hatte ich es nie, und verstehe es auch heute noch nicht, daß Menschen, sei es im Krieg oder in friedlichen Zeiten, aufeinander schießen können. Obgleich der Krieg ja wohl seine eigenen Gesetze hat und leider immer haben wird. Nach dem 1. Weltkrieg, nein eigentlich schon mittendrin, entstand das Königreich Polen und Danzig, sowie eine Halskrause um Danzig herum, von ungefähr 20 km, wurde zum Freistaat erklärt. Es begann die Zeit der Weimarer Republik. Politische Kräfte, die sich Sozialdemokraten nannten, wurden frei. Mit der Wirtschaft ging es wieder bergauf. Bei den Erwachsenen machte sich ein positives Gefühl des Davongekommenseins und momentaner Zukunftsoptimismus breit; beides formte das in der Erinnerung so lebendige, aber trügerische Bild der sogenannten "goldenen zwanziger Jahre".

Unsere Welt, die der friedlichen Fischerdörfer auf beiden Seiten der Weichsel, hatte nur wenig gemeinsam mit der von mir nie verstandenen Welt da draußen. Kein Wunder also, daß es die Großstädter eben aus der anderen Welt immer wieder an die Strände der stillen Fischerdörfer trieb, um hier für ein paar Stunden sich das ewige Rauschen des Meeres schenken zu lassen. Wir Bewohner dieser Dörfer konnten uns glücklich schätzen, hier ansäßig zu sein. Was ich damals noch nicht wußte, irgendwann, eines Tages, würde diese Welt nicht mehr meine Welt sein.

## Meine Jugend

Wir schrieben das Jahr 1930, und meine Schulentlassung rückte immer näher. Es sollte aber noch zwei Jahre dauern. Nun kam auch noch der Konfirmandenunterricht dazu, wie sollte man das alles schaffen neben dem Fischen. Ich sagte mir, andere haben es geschafft, du schaffst es auch. Mein Vater nahm mich immer öfter mit auf's Wasser. Hin und wieder half ich sogar schon beim Flicken der Netze. Wie ein richtiger Fischer kam ich mir vor. Die ganzen Fachbegriffe wie Bug, Steven, Stehder, und vieles mehr, waren mir eh geläufig. Unsere Familie konnte mit dem Fang jeden Tag zufrieden sein. Ein besonderer Tag war es für mich immer, wenn ich die Schule schwänzte und mit zur Fischzentrale durfte. Sie lag nicht weit von dem Bootsliegplatz ab. Mit einer Karre fuhren wir den Fang dorthin, und trafen so natürlich noch andere Fischer. Es wurde viel erzählt, man bekam sogar einen Schnaps in der extra eingerichteten Ecke der Fischzentrale, wenn man wollte. Die meisten wollten. Ich ließ es lieber sein. Genauestens sah ich mir alles an, um später, wenn ich mein eigenes Boot steuern durfte, durch genaue Kenntnisse meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Andere Kinder in meinem Alter waren meist nicht da, denn sie mußten ja die Schulbank drücken. Beim Wiegen des Fanges wurden Erfahrungen ausgetauscht. Jeder achtete aber stets darauf, daß nicht zuviel von den guten Fanggebieten ver-raten wurde. Jeder ist, jedenfalls in der Fischerei, sich selbst der Nächste.

"Bezahlt wird ganz gut, Heinz",

flüsterte mein Stiefvater. Denn wenn der Fischmeister das hörte, gab's gleich weniger. Für die Lieferung und den Zahlungsbeleg gab's noch einen Durchschlag und einen "guten Tag", sowie ein gemeinsames "Petri Heil".

Die Rückkehr zum Boot verlief sehr gesprächig, und wir waren froher Dinge. Wahrscheinlich lag dies am zugeführten Schnaps. Trotzdem hat es niemand übertrieben mit dem Zuführen, denn schließlich mußte wieder gearbeitet werden. Am Ufer räumte man jetzt auf, was jedem, der ein Gläschen getrunken hatte, locker von der Hand ging. Mutter wartete schon mit dem Essen, wir kamen regelmäßig zu spät. Je nach Laune, schimpfte sie mit uns. Die Männer legten sich nach dem Essen ein bißchen auf's Ohr. Ich mußte noch mein Fahrrad flicken. Am nächsten Tag war Konfirmandenunterricht in Bohnsack, sieben Kilometer ab von Nickelswalde. Den durfte ich auf keinen Fall versäumen, denn ich wollte ja konfirmiert werden. Und noch etwas hatte der Unterricht beim Pfarrer an Gutem. An diesem Tag war für uns schulfrei. An der Fähre war Sammelstelle. Da Bohnsack ja auf der anderen

Seite der Weichsel lag, mußten wir mit der Fähre überwechseln, um dann, Schiewenhorst durchquerend, noch eine ganze Strecke zu fahren.

Der Sommer in diesem Jahre 1930 war wie jeder andere. Im allgemeinen mochte ich den Sommer lieber als den Winter. Das Fischen ist dann wesentlich einfacher. Die schweren Sachen, die man im Winter anziehen muß, wenn man hinausfährt, machen einen doch sehr unbeweglich. Und die Wassertemperaturen sind im Sommer auch angenehmer. Ja, der Aal nicht zu vergessen. Er bringt gutes Geld. Auch den Familienmitgliedern, ihnen kam der Sommer gerade recht, um den großen Bekanntenkreis zu pflegen. Oft gingen Mutter, Vater, Jetta mit Hedwig, meine Schwester Hertha mit ihrem neuen Freund Karl und Emmy mit ihrem Mann Otto durch Nickelswalde. Alle waren nur dauernd am Grüßen. Viele kannten sich natürlich. Eine Begegnung besonderer Art erfuhr ich bei einem solcher Spaziergänge. Eine Frau aus Schiewenhorst, mit einem kleinen Mädchen an der Hand, kam uns auf dem Weg entgegen. Meine Mutter flüsterte zu Vater:

"Ich glaube, die kommt aus Schiewenhorst, noch nie hier gesehen."

"Ja Maria, scheint hier jemanden zu suchen."

Kontaktfreudig, wie Hertha nun mal war, sprach sie das kleine Mädchen auch gleich an:

"Na, wen suchst du denn, können wir dir vielleicht helfen?"

Nun redeten nur noch die Frauen miteinander, und die Männer hörten zu. Ich musterte das Mädchen mit einer gewissen Schüchternheit, obwohl ich dreizehn war, und sie mochte so um die sieben oder acht Jahre alt gewesen sein. Sie schaute mich ebenfalls einen Augenblick an. Wir sagten nichts. Hätte mir jemand in diesem Augenblick gesagt: diese Frau wird mit dir durch's Leben gehen, irgendwann, diesen Jemand hätte ich sofort für verrückt erklärt. Und doch sollte es Wirklichkeit werden. Was ich damals noch nicht wußte, wie auch, dieses Mädchen, sie hieß Gerda, ja, Gerda sollte meine Frau für's Leben werden. Nach ein paar Sätzen der Frauen ging jeder wieder seinen Weg. Jahrelang habe ich sie nicht wiedergesehen, und auch nicht an sie gedacht. Warum auch, es war ja eine ganz flüchtige Begegnung.

Wie jeder andere, so ging auch dieser Sommer zu Ende. Wollte ich die Schule einigermaßen gut beenden, so mußte noch ein bißchen getan werden. Für das Weihnachtsfest war eine Aufführung in der Gastwirtschaft geplant. Opa Frenz suchte noch geeignete "Schauspieler", mit denen er das ausgesuchte Stück einüben konnte. Um Pluspunkte zu sammeln, meldete ich mich sofort freiwillig. Jedoch hatte er verschwiegen, daß für das Spiel noch eine große Krippe gebaut werden mußte, wohlwissend, denn sonst wären

Schauspieler rar gewesen. Der Bauer Heinz Mittrich, er war hier in Nickelswalde als wohlhabend bekannt, stellte seine Scheune zur Verfügung. Die Mädchen waren vom Krippenspielbau befreit, warum nur? Sie durften schon mal das Stück und die Dialoge einüben, somit hatten sie auch einen beträchtlichen Vorsprung. Es dauerte schon ein paar Tage bis zur Vollendung. Wir ließen uns, weil wir in der Schulzeit baueh durften, übergebührend viel Zeit. Am Schluß fehlten uns für das Dach ein paar Nägel.

"Wer fragt denn nun den Mittrich nach Nägeln?"

fragte Kurt Stahl. Keiner wagte es so richtig, und so tippelten wir alle, nicht wissend, was wir tun sollten, um die Krippe mit fehlendem Dach. Bauer Mittrich sah es und kam auf uns zu

"Na, Burschen, wat fehlt denn noch, seid ja beinah zu Ende?"

Warum nicht, ich traute mich.

"Nä.. Nä.. Nägel Herr Mittrich",

stotterte ich. Als hätte er es gewußt, kramte der Bauer in der Tasche herum und holte eine Handvoll Nägel heraus. Wir sahen uns alle an. Ein Nagel schiefer und verrosteter als der andere. Damit sollten wir nun die Krippe zu Ende bauen? Unmöglich, nicht einen Nagel bekamen wir gerade in das Holz geschlagen, geschweige denn das Dach zum Halten. Kurt versuchte es noch als letzter, weil er ja sowieso alles besser konnte. Mit hängenden Köpfen wollten wir die Scheune verlassen, da kam uns Frau Mittrich entgegen.

"Na, schon fertig mit dem Bauwerk?"

Unsere Gesichter gaben ihr die Antwort. Ein Blick von uns auf die krummen Nägel, und sie wußte Bescheid. Sie ging und kam mit einer Schachtel nagelneuer Nägel wieder.

"Sagt ja dem Bauern nicht's davon."

Schnell wurde unser Bauwerk abgeschlossen.

Ein paar Tage später fand dann der Transport statt. Schnee behinderte uns beim Tragen, das Bauwerk durfte schließlich nicht naß werden. Der Weg von der Scheune des Bauern Mittrich zur Gastwirtschaft, wo das Stück gezeit werden sollte, führte auch an der Kleinbahnstrecke, die von Stutthof nach Danzig verlief, vorbei. Gerade, als wir pausierten, denn die große Krippe war eine deutsche Wertarbeit und schwer, fuhr der Zug mit seinen Fahrgästen an uns vorbei. Wenn Sommer gewesen wäre, hätten die Fahrgäste während der Fahrt von der Wiese die Blumen pflücken können, so langsam schnaufte die Bahn an uns vorbei. Da unsere ganze Gruppe zufälligerweise, oder hatten wir schon welche zusammengesammelt, Schneebälle in der Hand hatte, brauchte auch niemand etwas zu sagen. Wie auf Kommando donnerten die Schneebälle auf den Zugführer, der aus seiner Lok die Strecke beobachtete. Im Nu waren seine kleinen Scheiben mit einer weißen

Masse vollgebabbt. Alle johlten und lachten vor Freude. Doch nun passierte etwas, womit keiner gerechnet hatte. Der Zug stoppte plötzlich seine Fahrt. Und da er langsam fuhr, stand die Lok sofort. Völlig überrascht von dieser Wirkung sahen wir, wie der Zugführer die Tür öffnete und mit einem Satz heraussprang. So schnell wir konnten, rannten wir davon, um nach einer Weile aus sicherer Entfernung das Kommende zu beobachten. Ich schwitzte im Schnee wie noch nie. Unsere Krippe stand ungeschützt, mutterseelenallein neben der Lok und der Lokführer davor. Morgen sollte die Aufführung sein. Wenn nun der Lokführer, vielleicht aus Rache, die Krippe einfach mitnehmen würde, oder noch viel schlimmer, sie kaputt machen würde? Die Spannung stieg ins Unermeßliche. Es plumpste bei jedem, und alle konnten es hören. Die Steine fielen vom Herzen. Noch einmal drohte der Lokführer mit seiner schwarzen Faust, vor dem weißen Hintergrund deutlich zu sehen, stieg ein und setzte die Bahn samt seiner Fahrgäste wieder in Bewegung. Die Krippe ließ er unversehrt. Die Knie schlotterten uns noch eine ganze Weile. Jedenfalls konnte die Aufführung am nächsten Tag stattfinden. Gott, wir danken dir.

Zur Aufführung kamen fast alle Verwandten und Bekannten der teilnehmenden Schulklassen. Meine Eltern saßen in der ersten, halt, nein, sie saßen in der zweiten Reihe. Ich konnte sie aber gut sehen. Vater zwinkerte mir oft zu, als wenn er sagen wollte; ich bin stolz auf dich, mein Sohn. Mutter nahm alles als selbstverständlich hin. Liselotte Mittrich, die Tochter von Bauer Mittrich, spielte die Maria. Den Josef durfte Hans Waschkau spielen, weil er ihm am ähnlichsten sah. Da ich gut auswendig lernen konnte, oder vielleicht waren auch zu wenig Schauspieler vorhanden, bekam ich eine Doppelrolle. König Melchior und den hartherzigen Wirt mußte ich spielen. In diesem Augenblick nun kam mein Einsatz für den hartherzigen Wirt, oder war's für König Melchior? Ich wollte beginnen, da, ein Zeichen von Opa Frenz, ich bin noch gar nicht dran. Und ich war mir so sicher, an dieser Stelle dran zu sein.

"Heinz, du bist nun an der Reihe",

flüsternd schrie mich Opa Frenz an. Jetzt war ich dran.

"Ich heiß Hans-Christoph Nehmegern,  
mein Gasthaus ist der goldne Stern,  
wie so eben hab vernommen,  
solln heute Kaiser und Könige zum Schätzen kommen,  
drum hoff ich, daß in dieser Zeit  
mein Beutel hier mit Recht erfreut,  
ich grüße hier die hohen Herrn, die schönen Frauen,  
wenn sie nach meinem Stern ausschauen,

ich will auch noch schön reden lernen,  
dann werden sie alle bei mir einkehren."

Nun war Kurt an der Reihe.

"Herr Wirt, da kommt eine alte Frau und ein alter Mann,  
die wolln wohl gewiß Herberge haben,  
sie sehn aber freilich nicht so aus,  
als ließen sie viel Geld im Haus."

Opa Frenz fuchtelte wild mit den Armen. Das mußte mein Einsatz sein.

"Das könnte mir so passen,  
wer nichts hat, bleibt draußen auf den Straßen,  
nur große Herrn und Kavalier  
kehrn ein bei mir,  
für andere gibt's nur verschlossene Tür'n."

Später kam dann noch mal der König Melchior an die Reihe. Als das Stück beendet war, fand ich es gar nicht so schlimm. Am liebsten hätte ich es gleich noch mal gespielt. Alle klatschten nun hübsch artig. Viele Eltern umarmten danach ihre Kinder, sozusagen als Lohn für die Mühe. Opa Frenz meckerte mich natürlich prompt an, wegen der verpatzten Einsätze.

Im letzten Schuljahr 1931/32 fehlte ich in der Schule manchmal drei, vier Tage nacheinander. Opa Frenz fragte schon gar nicht mehr, wo ich war, und warum ich fehlte. Die Antwort war immer die gleiche: ich mußte mit zum Fischen. Wir Kinder wurden älter und auch insgesamt vernünftiger. Jetzt bekam ich auch nicht mehr so viel Prügel von meiner Mutter, als die Jahre davor. Ich gebe zu, sie hatte auch oft den Anlaß dazu gehabt. Man sagte mir nach, daß ich durch und durch ein ganz verschmitzter Schelm gewesen war. Gern hatte ich meine Mutter bis zum Äußeren gereizt. Was dann gerade in der Nähe lag, hatte sie als Prügelhilfe benutzt. Ihre Hand hätte dies gar nicht durchgehalten. Aber jetzt, da ich schon fünfzehn Jahre alt war, wurde es mit dem Verprügeln immer schwieriger. Der Klügere gibt nach. Meine Mutter war klüger.

Am 26.07.1931 verlobte sich meine Schwester Hertha mit einem vornehmen Ratsherrn der Stadt Danzig, Karl Krüger. Er war bekannt in der ganzen Stadt. Ja, sie verstand es wirklich, sich durchzuschlagen, ohne viel zu tun. Gelernt hat sie auch nichts. Sie sagte immer, es gäbe ja genug zu tun im



Haus und so. Wenn sie dann einmal heiratet, dann Sorge sie eben nur noch für Mann und Kinder. Mit Mädchen hatte ich nichts im Sinn, dazu war ich viel zu beschäftigt. Man fand die eine oder andere ja auch ganz nett, und ich unterhielt mich auch mit ihnen; das war's aber auch.

Wenn unsere Verhältnisse in meiner Kinder- und Jugendzeit eher bescheiden waren, so hatten wir immer gut zu Essen. Das heißt, die Bewohner der Fischerdörfer mußten nicht hungern. Die alltäglichen Dinge, die ich so erlebte, gingen in Routine über. Trotzdem lernte ich täglich dazu. Sei es den Umgang mit der Fischerei, oder einfach, sich benehmen zu müssen im Alltag wie zu großen Festen, die immer häufiger gefeiert wurden. Die fremde, andere Welt rückte nun immer näher. Es blieb keinem im Dorf verborgen, wie es um unsere Wirtschaft stand, nämlich nicht gut. Die Arbeitslosenzahlen schossen in die Höhe. Jeder sprach von einer Weltwirtschaftskrise. Es ging in Deutschland drunter und drüber. Der Reichskanzler von Hindenburg regierte nur mit Notverordnungen. Die bürgerlichen Parteien zersplitterten und verloren an Anhängern. Die Revolution von 1918/19 fing langsam an zu sterben. Das Ende der Weimarer Republik stand bevor. Der Tod des deutschen Außenministers Stresemann war ein herber Verlust für die Politik.

Ein Mann, sein Name war Adolf Hitler, gewann in Riesenschritten die Oberhand in Deutschland. Kein Mensch ahnte zu diesem Zeitpunkt, wieviel Leid und Elend er über die Menschen bringen würde.

Mein Schulende rückte, für mich erfreulicherweise, schnell näher. Am 20. März 1932 wurde ich konfirmiert. Unser Pfarrer, so wurde er genannt, obwohl er evangelisch war, sagte uns zum Abschied:

"Kinder, ihr geht in eine düstere Zukunft. Ihr werdet verstreut werden in alle Himmelsrichtungen, und man wird euch überall wieder antreffen, sei es irgendwo an Land oder auf hoher See. Und die hohe Arbeitslosigkeit, ich wünsche euch alles Gute, Gott sei mit euch."

Trotz der düsteren Aussichten war es ein schöner Tag für mich, nicht nur weil am 23. März 1932 meine Schulentlassung war, sondern, geprägt durch mein Elternhaus, die Nähe zu Gott für mich oft eine Art Lebensversicherung war. An ihn konnte ich mich wenden, wenn mal Sorgen und Nöte mich plagten. Hinterher ging es mir gleich wieder besser.

Dann endlich, drei Tage später, die Entlassung aus der Schule. Opa Frenz, eigentlich war er gar nicht so streng, schüttelte jedem von uns noch kräftig die Hand. Mir gab er noch einen gutgemeinten Klapps auf den Hinterkopf und sagte:

"Na, Karl-Heinz, ab hinaus ins grausige Leben. Das Leben ist nun mal hart und grausig. Aber du wirst dich schon so durchschubsen, wie hier in der Schule. Alles Gute!"

Na ja, die Schule, dachte ich, aber alles andere war in meinem jungen Leben gar nicht so grausig. Ich fühlte mich von nun an richtig erwachsen. An diesem Tage wuchs ich bestimmt um 2-3 cm.

Der Einstieg in mein Berufsleben fiel mir leicht, da ich schon während meiner Schulzeit mit draußen war. Gleich am nächsten Tag ging es mit Stiefvater hinaus aufs Wasser. So frei wie an diesem Tag fühlte ich mich schon lange nicht mehr. Es kam mir so vor, als wenn alle anderen Fischer nur auf mich gewartet hätten. Sie grüßten freundlicher als je zuvor. Oder kam mir das nur so vor? Nun verdiente ich auch mein eigenes Geld. Mit meinen fünfzehn Jahren war ich noch recht jung für die Lehre. Wir im Dorf hatten ja Glück, daß wir überhaupt Arbeit bekamen. Draußen in der fremden Welt sah es anders aus. Die Arbeitslosigkeit nahm schon bedrohliche Ausmaße an. Das Wissen neben der praktischen Arbeit lehrte uns der Oberfischmeister. Das praktische Wissen, wie zum Beispiel Netze flicken, brachten uns die sogenannten Obmänner bei, alles in den Abendstunden. Jeder Jungfischer mußte eigentlich ein Jahr lang auf einem Fischdampfer fahren, und das in der Nordsee vor Island. Man wurde aber extra von der Fischereiaufsicht angeschrieben, worauf man sich dann zu melden hatte. Ich war richtig stolz, daß ich einen an mich adressierten Brief bekam. Meine Mutter, korrekt wie sie war, sah auf den Umschlag und sagte:

"Nein, Heinz, da gehst du nicht hin, denn sie haben nicht Karl-Heinz Lietzow geschrieben, sondern Heinrich Lietzow. Und so heißt du ja nicht. Du meldest dich da nicht. Da gehst du nicht hin, basta."

Mutter hatte gesprochen. Natürlich wollte sie mich lieber zu Haus behalten. Also wurde der Brief wieder an den Absender zurückgeschickt. Nie wieder habe ich etwas von der Aufsicht gehört. So konnte ich zu Hause bleiben und in unserer gewohnten Umgebung weiter fischen. Alle anderen Jungfischer mußten auf die Einjahresreise gehen. Bei der Rückkehr berichtete man uns, daß einer unterwegs von einem Blinddarmdurchbruch überrascht wurde. Auf hoher See ein hoffnungsloses Unterfangen. Er starb an Bord.

## Die Erkenntnis

Nun bin ich schon fünfzehn Jahre alt, warum alt? Jung genug, denn das Leben lag ja noch vor mir. Langsam fing ich an zu begreifen, daß das Leben nicht nur aus Süßigkeiten bestand. Tante Jettas Gaben an mich, die vielen, schönen Schokoladen und Bonbons, gab's nicht mehr. Vielleicht war ich schon zu alt dafür. Die Jahre, sie schritten unaufhaltsam voran. Die Menschen veränderten sich, so mein Gefühl. Oder war ich es, der sich veränderte? Klar wurde mir jetzt auch, in meiner frühesten Kindheit bin ich ganz schön von meinen Geschwistern Emmy und Hertha umsorgt worden. Schließlich war ich so eine Art Nachkömmling, hatte eben den Vorteil, von meinen Verwandten eine bevorzugte Behandlung zu erfahren, was mich natürlich nicht traurig stimmte. Aber in einem fortgeschrittenen Alter, wo ich mich jetzt gerade befand, mußte schon der Blick in die Zukunft gerichtet werden, um nicht den Anschluß zu verpassen. Meine Zukunft, sie sah schön aus: Ein zufriedenes Leben an der Seite einer lieben und natürlich arbeitssamen Frau, irgendwo hier in der Gegend an der Weichsel. In dieser wunderschönen Natur, hier wollte ich bleiben und für meine zukünftige Familie sorgen und arbeiten. Kinder wollte ich auch. Sie gehören einfach zu einem zufriedenen Leben. Bei diesen Gedanken erschrak ich richtig vor mir selber. Wieso dachte ich mit fünfzehn schon an Kinder und Frau und so. Ja, manchmal stellte ich bei mir so ein angenehmes Kribbeln irgendwo unter dem Bauch fest, wenn ich Mädchen etwas genauer betrachtete. Schnell schob ich diesen Gedanken wieder beiseite. In meiner Familie fand so was ähnliches wie ein sittliches Schweigen statt, jedenfalls in dieser Hinsicht. Davon durfte man vorher am liebsten nichts wissen. Das kommt von ganz allein. Na ja, dachte ich mir, dann muß es ja eine tolle Überraschung sein.

Am 10. September 1932 heiratete Hertha ihren Ratsherren, den Karl Krüger. Es war ein schöner Spätsommertag, ein Kaiserwetter. Die Festungskirche in Weichselmünde war der Trauungsort. Alle Geladenen versammelten sich zu Haus, denn nun mußten wir erst einmal Richtung Danzig mit der Fähre, um dann mit der Hafensrundfähre nach Weichselmünde zu schippern. Bei dem schönen Wetter ein tolles Erlebnis für alle Beteiligten. Unterwegs trafen wir noch Fischkutter, die ihren Fang zum Fischmarkt nach Danzig brachten. Die Frauen fuhren meistens mit dem Dampfer vorweg, um alles vorzubereiten, so konnten sie ihren Männern, die manchmal ziemlich erschöpft waren, beim Entladen und beim Verkauf helfen.

Der Trauungsakt in der Kirche auf der Westerplatte und auch die anschließende Feier war für mich die schönste Hochzeit, die ich bisher erleben durfte. Es waren ja erst drei.

Gleich nach der Hochzeit bewohnten Hertha und Karl eine schöne Wohnung in Weichselmünde. Die Hertha hat's gut getroffen, denn Karl war ein stattlicher Mann und hatte viel Einfluß überall. Bald nach ihrer Hochzeit verriet mir die Hertha:

"Du, Heinz, wenn der Karl mal vor mir sterben sollte, dann werde ich bestimmt nie wieder heiraten. Na, sieh dir doch Vater Johann an. Er ist nun mal nicht so, wie unser Vater war."

Recht hatte sie ja, aber es so zu sagen. Unser Stiefvater hatte auch seine guten Seiten. Und Mutter meinte das schließlich auch.

Ich war jetzt in einem Alter, da ging ich schon mal ein bißchen länger aus, an einem Sonntag, so in den Abend hinein. Jedesmal, wenn dies der Fall war, fragte mich Mutter:

"Na, Jung, hast auch Jeld mit, na zeich mal, wieviel hast denn mit?"

"Mutter, das reicht aus",  
antwortete ich.

"Na, nu zeich doch mal her, stell dich doch nich immer so an, wenn du unterwegs bist, du hast doch nicht so knapp."

Da hab ich das Geld gezeigt. Am nächsten Morgen hat sie sich das Portemonnaie beguckt. Es war leer.

"Das ganze Jeld haste ausgegeben, was hast damit gemacht?"

Ihr Donnerwetter war riesig. Später habe ich ihr bei meinen Ausgängen meine Finanzen nicht mehr offenbart. Obwohl ich ja schon mein eigenes Geld verdiente, meinte sie immer, noch die Hand draufhalten zu müssen. Es nütze nichts, immer mehr wehrte ich mich jetzt, weil es sein mußte, wollte ich mich langsam freischwimmen. Schließlich ist die Mutter nicht ein ganzen Leben lang an der Seite ihrer Kinder. Ich schwamm also... und schwamm... und schwamm. In den nächsten Wochen und Monaten gewann ich eine wichtige Erkenntnis, denn irgendwann wird der Tag kommen, mich mit meiner Zukunftsplanung zu beschäftigen. Aber das Wie, wie sollte das vonstatten gehen. Ich wußte keine Antwort darauf. Gerade jetzt, wo es für mich, und nicht nur für mich, sondern für alle in meinem Alter wichtig war, in dieser jugendlichen Reifezeit passierte in der fremden Welt da draußen etwas, wovon wir in unserer kleinen, scheinbar heilen Welt, noch nicht genug wußten. Den Namen Adolf Hitler hörte man nun immer öfter. Auch in Danzig verbreitete sich jetzt der Nationalsozialismus aus dem "alten Reich". Hitlers Machtübernahme am 30. Januar 1933, ohne nationalsozialistische

Mehrheit, bedeutete einen derartigen Einschnitt in mein persönliches Leben, den ich damals natürlich noch nicht abschätzen konnte. Bei uns zu Haus, während meiner Kindheit, wurde ich von meinem Elternhaus geführt und natürlich auch beschützt. Doch nun, wo ich begann, mir Vorstellungen von meinem Leben zu machen, vielleicht frei und ohne jeglichen Druck zu arbeiten, bescherten uns die neuen politischen Machthaber das unangenehme Gefühl des Unterdrücktseins. Von der Hitler-Jugend, in die jeder zwischen 14 und 18 Jahren eintreten mußte, hatte ich den Eindruck, auf etwas vorbereitet zu werden, was ich nicht wollte. Aber um unsere persönliche Meinung ging es hier nicht. Jeder mußte, sonst stand man ganz schnell im Abseits.

Einmal in der Woche trafen wir uns in der alten Schule, die Kameradschaft aus dem Dorf. Abends zwischen 19 - 21 Uhr studierten wir, weniger freiwillig, Parolen und Lieder ein, die dann einmal im Monat, jeden vierten Sonntag, im Gleichschritt mit den Kameradschaften aus den Nachbardörfern, die Gefolgschaften genannt wurden, laut und für jeden hörbar gesungen wurden. Pasewark, Schönbaum und Nickelswalde gehörten zu den östlich der Weichsel gelegenen Gefolgschaften. Eine Gefolgschaft bestand aus ungefähr 80 - 100 Jugendlichen. Das einzig Gute an diesen Treffen war, daß die Schulkameraden aus der Schulzeit sich nach längerer Zeit einmal wieder sahen. Nach dem Marschieren erzählten wir aus vergangenen Tagen wie ein paar "alte Hasen". Die Schulstreiche, Frau Jippe und Opa Frenz waren die beliebtesten Themen.

Zwischen den Treffen in der Hitler-Jugend gab es genug Arbeit. Des öfteren fiel mir auf, daß mein Stiefvater beim Fischen sich immer mehr auf mich verließ, wenn es darum ging, die genaue Ortsangabe auf dem Wasser zu bestimmen. Auch waren seine Bewegungen, bedingt durch sein Alter, nicht mehr die schnellsten. Ich verstand ihn gut, und doch störte es mich ein wenig, denn die Arbeit lief jetzt nicht mehr so flüssig ab wie vor ein paar Jahren. Viel wichtiger erschien es mir, ein waches Auge zu haben, besonders in der Lachszeit, da mußte während der Dunkelheit gefischt werden. Mein Vater bekam Schwierigkeiten mit dem Sehen, und die Verantwortung für mich war einfach zu groß.

"Vater",

in einem passenden Moment fragte ich ihn dann,

"was hältst du davon, wenn ich mit Otto zusammen in einem Boot fische? Wir passen gut zusammen, und er freut sich riesig wenn du damit einverstanden bist."

Mein Vater nahm es gelassen hin, wohl wissend, daß er nicht mehr der Jüngste war.

"Ich werde mit Heinrich zusammen fischen, wir passen im Alter besser zusammen. Mit euch Jungen, na du weißt, Heinz, der Altersunterschied ist doch zu groß. Wir werden es ein bißchen gemütlicher angehen lassen, und nachts brauchen wir ja auch nicht gerade los."

Seine Antwort überraschte mich, so einfach hatte ich es mir nicht vorgestellt. Gottlob, daß er es so gelassen hinnahm. Glücklicherweise berichtete ich dem Otto sofort Vaters Bereitschaft. Tage später fischten wir schon zusammen. Das Verhältnis, so empfand ich es, war völlig anders, eben besser. Erinnerungen an Erich Klawitter und meinen Vater wurden wach, die während meiner Kindheit ja zusammen fischten. Später fischte Erich noch mit einem anderen aus dem Dorf, bis er dienstverpflichtet wurde und im Marinearsenal untergebracht war. Gern denke ich an die Zeit mit dem Erich Klawitter zurück, weil er immer für mich da war, galt es mein Herz auszuschütten. Alles kann man ja nicht mit der Familie besprechen. So war es Erich, der gut zuhören konnte, damals. Wegen der Umbesetzung in den Booten änderte sich zu Hause nichts. Die Stimmung und unser Zusammenleben verlief ohne große Schwierigkeiten. Die Emmy nähte fleißig, wo es etwas zum Nähen gab. Jetta, Emmy und Mutter ergänzten sich im Haus. Jeder half jedem, auch wenn jeder für sich sein Aufgabengebiet hatte. Hertha besuchte uns häufig mal an den Wochenenden, mal mit, mal ohne Karl. Karl war ein vielbeschäftigter Mann. Gerade in dieser Zeit des totalen Umbruchs hatte er so seine geschäftlichen Probleme. Monate verstrichen, in denen nichts Außergewöhnliches passierte. Die Hitler-Jugend war schon selbstverständlich geworden und gehörte zum Alltag. Obwohl wir im Dorf, der kleinen Welt, nicht viel von der großen, fremden Welt, mit ihren Machthabern hörten, merkten wir doch, daß es im Reich brodelte wie noch nie. Ich stand kurz vor meinem achtzehnten Geburtstag, und somit vor dem Übertritt in die SA, der sogenannten Sturmabteilung. Viel änderte sich nicht. Nur wurde jeder ein bißchen härter angefaßt.

Dann, an meinem 18., dem 28. Juli 1935, gab es ein kleines, bescheidenes Fest. Ein großes, üppiges Geburtstagsfest konnten wir uns nicht leisten. Enge Verwandte sowie ein paar Freunde wurden eingeladen. Eine feste Bekanntschaft, ich meine ein Mädchen oder so, hatte ich noch nicht. Ja, Interesse zeigte sich dann und wann schon bei mir, aber nur flüchtig. Die Richtige hat sich noch nicht vorgestellt. Und fürs Leben, ich meine so das richtige Leben in der Ehe, ja, da muß schon die Richtige kommen, sonst hat das keinen Wert, in dieser Zeit, sie war so ungewiß, und außerdem wußte keiner, wie's kommen würde, mit Hitler, meine ich. Schon damals, an meinem 18., sagte ich oft zu mir selber: vieles laß mal auf dich zukommen, Karl-Heinz, der Herrgott wird's schon richten. Das Essen, welches Mutter

zubereitet hatte schmeckte ausgezeichnet. Ja, kochen konnte sie. Ich bekam ein un gutes Gefühl in der Magengegend bei dem Gedanken nicht mehr bei Mutter essen zu können, in der Familie, die mir so ans Herz gewachsen war. Aber warum machte ich mir solche Sorgen? Nichts deutete auf eine Veränderung meiner Lebensumstände hin, außer in meinen Gedanken. Hatte ich vielleicht eine Vorahnung? Der Tag verging, ohne daß ich eine Erklärung bekam. Die nächste Zeit waren wir, der Otto und ich, so mit der Fischerei beschäftigt, ohne dabei in Gefahr zu geraten, überarbeitet zu sein. Jung waren wir halt. Ein Segel zu setzen während der Fahrten zu den Fanggebieten, erwies sich als sehr praktisch. So sparten wir erheblich an Zeit und konnten Mehrarbeit bewältigen. Mit einigen Abstrichen ist es eine schöne Zeit gewesen. Aber diese Zeit der Traurigkeit überkam uns alle. Da mußte jeder durch. Um so wichtiger, der Halt in der Familie und im Verwandtenkreis. Oft dachte ich noch an Vaters Tod vor vielen Jahren. Wie wäre es, wenn er jetzt unter uns weilte? Vorbei, wir waren bei Gesundheit, und ich hatte das Leben noch vor mir. Ich schöpfte die Kraft aus meinem jugendlichen Elan und der Arbeit, die einfach gemacht werden mußte. Aber was wird die Zukunft bringen? Niemals zuvor kam sie mir so schleierhaft vor, die Zukunft.

## Im Arbeitsdienst

Kurz nach meinem 20. Geburtstag bekam ich einen Bescheid oder vielmehr die Aufforderung, mich für zwei Jahre beim Militär im "Altreich" zu verpflichten. Die Kriegsvorbereitungen liefen an. Die gefährliche Maschinerie des Krieges mit den todbringenden Waffen, sie war auf dem Vormarsch und holte nun auch uns in den Fischerdörfern, in unserer kleinen Welt, ein. Ratlos standen wir Betroffenen zusammen und hofften einen Ausweg aus der auf uns zukommenden Zukunft zu finden. Sinn zu fliehen oder sich aufzulösen, hatte es nicht. Man stand unter Kontrolle. Jeder, der es versuchte, hatte anschließend nichts zu lachen. Es gab noch eine andere Möglichkeit, dem Militär auszuweichen: das Arbeitslager oder der Arbeitsdienst. Da mir das Arbeiten besser lag als das Töten, entschied ich mich für den Arbeitsdienst.

"Da macht euch auf etwas gefaßt",

warnten uns Kameraden die vor uns dort waren,

"die drehen euch durch die Mangel. Als wenn man Vater und Mutter erledigt hat, so wird man da behandelt."

Keine rosigen Aussichten für mich und meinesgleichen. Und doch zog ich ein Jahr Arbeitsdienst den zwei Jahren Militär vor. Noch eins kam hinzu, der Arbeitsdienst sollte nicht unweit von Danzig abgeleistet werden, also nicht weit weg von meiner geliebten Heimat. Das Jahr geht schließlich auch vorüber. Ich hatte noch keine Ahnung; Netze jeden Tag aus dem Wasser ziehen war gegen das, was auf mich zukam, ein Kinderspiel.

"Danziger staatlicher Hilfsdienst", nett umschrieben, dachte ich, stand auf einer Tafel am Eingang des Gebäudes in der Husarenkaserne zu Danzig, in dem die Einteilung des Arbeitsdienstes stattfand. Eigentlich sollte ich schon vierzehn Tage vorher eingezogen werden. Vielleicht hatte wieder der Herrgott seine Hand im Spiel und ich dachte noch: die haben mich bestimmt wieder vergessen; doch aus mir nicht erklärlichen Gründen mußte ich schließlich doch noch "reisen". Vielleicht wurden die Lager mit dem ersten Schub nicht voll.

Wir hatten drei Arbeitslager zur Auswahl, vielmehr waren es unsere Peiniger, die sie hatten. Ob nach Schönheit, Alter, Größe oder Abstammung eine Auswahl getroffen wurde, ich wußte es nicht. In Reihe aufgestellt, kam einer nach dem anderen zur Auswahl dran. Einer vom Ordnungspersonal mit gräßlich lauter Stimme und einem überheblichen Kommandoton musterte den Vornstehenden ganz kurz und schrie dann:

"Links nächster! Rechts nächster! Mitte nächster! Rechts nächster!"



Nun war ich dran, ein grimmiger Blick von ihm, dann oh Gott, "links nächster!"

Und das bedeutete "Prauster Krug". Von anderen war zu hören, "Prauster Krug", das war neben den Lagern in Weichselmünde und Bodenwinkel das Schlimmste und Gefürchtete.

Der Abschied von zu Hause ging unter die Haut. Obwohl ich gar nicht so weit weg kam, heulte meine Mutter und Emmy auch, denn sie wußten was, auf mich zukam. Mutter umarmte und drückte mich an ihr Herz. Alle Schläge und Prügelstrafen aus den Vorjahren waren bei uns beiden vergessen. Geformt von Wind und Wetter, schon ein ganzer Mann, stand ich da, den Tränen nah, oder habe ich wirklich geweint? Am 25. September 1937 wurden wir, die Nachzügler, mit dem LKW ins Lager "Prauster Krug" auf der Danziger Höhe, nahe der polnischen Westgrenze, gefahren. Ungefähr 35 Kilometer hatten wir vor uns. Auf der Fahrt gab's wenig Unterhaltung. Alle waren wohl noch mit den Gedanken zu Haus in ihren Heimatdörfern, und trauerten den vergangenen Zeiten nach. Der LKW fuhr durch ein großes Tor, an das links und rechts ein, auf mich unangenehm wirkender, hoher Zaun anknüpfte. Der LKW hielt inmitten eines großen Platzes, später erfuhr ich, daß es der Exerzierplatz war, um uns abzuladen. Rund um diesen Platz standen die einzelnen Baracken. Mein Gott, hatten wir es zu Hause schön! Aus einem Schornstein der südlich gelegenen Baracken stieg weißer Qualm auf. Dort mußte die Küche mit dem Tagesraum liegen. Ich hatte Hunger. Das Lager befand sich versteckt in einem Wald, der sich ringsherum durch leichtes Nicken seiner Wipfel vorstellte. Einigen der vor zehn Tagen angekommenen Arbeitsmännern sah man schon an, daß es hier kein Ort der Erholung sein mußte. Mein erster Eindruck bestätigte sich sofort bei unserer Stubeneinteilung. Mein Kofferchen in der einen Hand, die andere in der Hosentasche, so steuerte ich mit mehreren Leidensgenossen auf eine Baracke zu, die uns zugewiesen wurde. Dort angekommen, donnerte ein aufgeblasener Uniformierter auf mich ein:

"Sie vollgefressener Sack, nehmen Sie mal die Hand aus der Tasche."

Ich schaute mich um, ob er vielleicht jemand anders meinte. Da kam keiner mehr. Er meinte mich, ohne Zweifel. Jetzt fiel mir auf, ich hatte als einziger die Hand in der Tasche. Ich dachte, denn auszusprechen, was man dachte, war lebensgefährlich, das ist also der Umgangston hier. Ich nickte freundlich meinem Angreifer zu und versprach so, ohne zu reden, Besserung. Wohl auf Gegenwehr wartend, war er schließlich so verduzt, daß er sich nach einer Weile nervös umdrehte und steif abmarschierte.

Danach durften wir uns erst einmal häuslich einrichten. Eine Stube mußte fünfzehn Mann aufnehmen, einen Trupp also. Jede Stube, jedem Trupp,

stand ein Truppführer vor. In einer Baracke waren vier Trupps untergebracht. Die Feldmeister, oder Barackenführer, waren meist noch netter, als die ihnen untergeordneten Truppführer. In diesem Lager, mit drei großen Baracken arbeiteten demnach drei Züge mit je 65 Mann. Den Lagerführer nannte jeder Oberfeldmeister. Er ließ sich nicht gern beobachten und wurde wild, wenn es jemand wagte, ihn länger als zehn Sekunden anzusehen. Ich hatte den Eindruck, ihn hielt nur die stets gut gebügelte Uniform zusammen. Ein armseliger, hochnäsiger Kerl. In seiner Uniform war er einer der schlimmsten Antreiber und Peiniger gewesen. Und ohne seine Kostümierung? Wahrscheinlich ein ganz normaler Mensch mit guten, ungefährlichen Eigenschaften.

Dann kam der erste Abend auf der Stube. Für mich war alles beängstigend neu. Ich bekam ein Bett in Stube zwei zugewiesen. Alles Fremde, ich mußte mich vorstellen. Meine Stubenkameraden waren ja schon vierzehn Tage hier und erklärten mir den gesamten Ablauf. Einer hatte immer Stubendienst. Fegen und Staubwischen gehörte zu seinen Aufgaben. Abends beim Stubenappell lag ich auf meinem Bett. Meine Stimmung war auf dem Tiefpunkt. Mein Herz wurde mir schwer. Ich hörte es regelrecht schlagen und hatte das Gefühl, die anderen mußten es doch auch hören. Der Truppführer trat laut und polternd ein.

"Stubenappell der Stube zwei!"

Nun baute sich der Arbeitsmann "Stubendienst" vor dem Truppführer auf, schlug die Hacken zusammen und stammelte folgsam, zugleich unsicher, seinen Text. Für mich die Gelegenheit aufzupassen, denn ich kam sicherlich auch mal dran.

"Äh, äh, Arbeitsmann Pranger, äh meldet, Stube zwei mit fünfzehn Mann belegt, Stube gereinigt und, äh, gelüftet, bitte, dies durch den Truppführer Bensheimer zu überprüfen."

Wichtigtuertisch sah sich der Bensheimer alles sehr genau an. Ich lag oben in meinem Bett und verfolgte das Schauspiel wie durch einen Schleier. Plötzlich schrie der Bensheimer den Hansi Pranger an,

"Wem gehören diese Stiefel hier?"

"Das sind die vom Neuen, Herr Truppführer",

antwortete Pranger, stocksteif dastehend.

"Der kommt wohl vom Lande, was, sofort aufstehen und wienern, Arbeitsmann Lietzow, in einer halben Stunde komme ich wieder, und dann sind die Schuhe pickfein, verstanden?" Er drehte sich um und marschierte in die nächste Stube. Ich besah mir meine Schuhe von unten, denn von oben glänzten sie. Tatsächlich, am Steg waren noch ein paar Sandkörner vorhanden. Mit dem nassen Finger wischte ich sie ab. Ansonsten ließ ich die Schuhe,

wie sie waren. Nach einer halben Stunde die gleiche Prozedur. Erst Pranger mit seinem Sprüchlein, und dann durfte ich auch gleich noch üben. In meiner Magengegend hatte ich das Gefühl einer Seekrankheit, obwohl ich niemals diese Krankheit vorher hatte, und deshalb die Symptome auch nicht kennen konnte.

"Na siehste, Arbeitsmann Lietzow, warum nicht gleich so. Wirst dich schon noch dran gewöhnen. Muttern ist nicht hier zum Putzen, verstanden?"

Als er draußen war, hatte ich ein Gefühl, mich Übergeben zu müssen. Ich würgte ein paar mal, schluckte, und schlief dann bald ein.

Gleich am nächsten Tag hieß es früh aufstehen. Bei mir kein Problem. Ich war's ja von der Fischerei gewohnt. Spät um sechs Uhr war Wecken. Ich war froh, geweckt zu werden, dann hörten jedenfalls diese entsetzlichen Träumereien auf, die den gestrigen Abend noch einmal vor mir ablaufen ließen.

Die Zuteilung der Kreuzhacken und Schaufeln erfolgte unter strenger Aufsicht und Einhaltung der Lagerordnung. Jeder bekam dann noch einen persönlichen Spaten. Die Verpflegung war spärlich, wenn nicht sogar ausgesprochen schlecht. Meine Gedanken verließen sofort das Lager und fanden sich vor einem Mittagessen, das Mutter mit viel Liebe zubereitet hatte, wieder. Aber eben nur vor meinem geistigen Auge. Die ersten vier Wochen durfte das Lager von uns nicht verlassen werden. Das Grüßen mußte perfekt sitzen, bevor jeder von uns auf das Leben außerhalb des Lagers losgelassen wurde. Marschieren, exerzieren, Lieder singen, für mich war's ein Gröhlen, das alles paukte man uns, den Marionetten, ein, bis zur Perfektion.

Für mich waren die ersten vier Wochen schon härter als fünf Jahre fischen. Oft lag ich abends länger wach und dachte an zu Hause. Wie würde es der Familie gehen? Ich war traurig, sehr traurig. Manchmal bekam ich sogar feuchte Augen. Wenn das mein Bettnachbar mitbekam, schämte ich mich. "Heinz",

sagte er voller Mitleid,

"Wir kommen da schon durch, ganz sicher."

Mit Schmerzen an den Knien und auf der Brust, vom Robben auf dem harten Schotterplatz schlief ich irgendwann übermüdet ein.

Wir freuten uns riesig kindisch auf unseren ersten Spaziergang außerhalb des Lagers. Ein Gefühl, man kann es nicht beschreiben. Horst Fröde, Hansi Pranger, Paul Bastian und Otto Siebert, das waren Freunde und wirkliche Kameraden, mit denen hätte man Pferde stehlen können. Fast unzertrennlich, spazierten wir oft durch die nahegelegenen Wälder, und unterhielten uns wieder menschlich, im Lager war's kaum möglich. Ja, seit vier Wochen

das erste freie Wochenende, es war herrlich. Der Hansi, er war Weinküfer von Beruf, hatte die richtigen Worte auf den Lippen:

"Mensch, Kinder, beinahe wie zu Hause, kannst machen, was de willst, ein Gefühl, wie wenn Weihnachten und Ostern auf einen Tag fallen."

"Ich darf nich an morgen denken, da jeht dat Arbeiten ja richtig los."

Horst Fröde, unser Automechaniker, dachte schon wieder an morgen. Ich durfte an das Kommende gar nicht denken, was sie uns alles vorausgesagt hatten, unsere Treiber.

Das Wochenende verging beschwingt viel zu schnell vorüber. Wieder im Lager, legten wir uns alle abends zeitig ins Bett. Die vier Wochen der "Grundausbildung" waren nun vorüber, und die Muskelarbeit sollte jetzt erst beginnen. Montagmorgen sechs Uhr, mit einem lauten, nicht zu überhörenden Ruf warf uns der Truppführer aus den federlosen Betten. Frühsport stand auf dem Dienstplan. Mit nacktem Oberkörper, angezogen wäre zu alltäglich, wurden wir durch den naheliegenden Wald getrieben, natürlich im Laufschrift. Für viele eine völlig ungewohnte Sache. Ohne Frühstück, und dann so eine Gewaltanstrengung. Wer nicht wollte oder konnte, wurde von einem Zugführer mit einigen Fußritten darauf aufmerksam gemacht, wer hier das Sagen hatte. Otto Siebert hechelte neben dem Paul her, die Luft wurde ihm schon knapp.

"Du, Paul, kannst noch? Den Schindern sollte man doch das Maul stopfen, reine Schikane",

"Pssst..., Otto, ruhig, der Prahner kommt dichter",

warnte Paul ihn. Feldmeister Prahner musterte den Otto mit einem ernsten, trüben Blick, doch seine Augen lächelten, als wolle er sagen: tut mir leid Jungens, ich tue nur meine Pflicht. Er sagte nichts, entfernte sich so unauffällig, wie er gekommen war.

"Auch arme Schweine",

Hansi hatte alles mit verfolgt,

"die sitzen doch im gleichen Boot wie wir, nur mit dem Unterschied: sie am Ruder und wir am Riemen."

Treffender hätte man es nicht ausdrücken können. Hansi Pranger wußte schon, wann und was er sagen konnte. Er war geistig vielen von uns Lagerinsassen überlegen, stellte es aber nicht heraus, eben ein echter Freund und Kumpel.

Nach dem Frühsport mußten die Betten auf Vordermann gebracht werden. Wofür sollte diese Schikane gut sein? Wie mit einem Lineal ausgerichtet, so mußten sie aussehen, die Betten. Extra kariertes Muster. Hier sah jeder besonders deutlich, wenn die Naht mal nicht ganz gerade verlief. Auch die Stärke der Bettdecke mußte ein Maß aufweisen. Das Laken hatte so auszu-

sehen, als wenn nie einer draufgelegen hätte. Wenn sie mir zwei Stunden Zeit gegeben hätten, ja dann, aber in einer Viertelstunde das alles zu bewältigen, war beinahe unmöglich. Und doch schafften wir es und wurden immer schneller. Nach dem Bettenbau durften wir dann auch frühstücken. Zwei Kameraden wurden als Küchenhilfe eingeteilt. Ihnen blieb kaum Zeit, sich nach dem "Sport" richtig zu waschen. Es gab meistens das Gleiche und viel zu wenig. Drei dünne Scheiben Brot, sie waren schon beschmiert, damit nicht jeder zu dick auftrug. Marmelade, Quark und Honig, doch so dünn aufzutragen, daß man, wie durch eine Gardine, die Brotscheibe sehen konnte. Kaum fertig mit dem Frühstück, bei der Menge ging's ziemlich schnell, mußten wir uns zur Geräteausgabe postieren. Unser Arbeitsgerät bestand ja, wie schon gesagt, aus Kreuzhacke, Schaufel und Spaten. Der Spaten wurde immer "am Mann" getragen. Wir behandelten diesen Spaten wie ein rohes Ei. Denn nach dessen Gebrauch war er auf Hochglanz zu polieren, und das mit bescheidenen Mitteln wie Bimsstein oder feiner Schmirgelstein. Der Stiel mußte geschrubbt werden. Nun war dieser Spaten erst exerziertauglich. Wollte man sich mal rasieren, so konnte man ohne weiteres den Spaten als Spiegel verwenden.

Die Geräteausgabe lief im Eiltempo ab, glich schon beinahe der vorangegangenen Sportstunde. Singenderweise marschierten wir zur Baustelle.

"Oh, du schöner Arbeitsdienst, fünfundzwanzig Pfennig ist dein Reinverdienst..."

oder

"Oh, du schöner Westerwald..."

klang es wie aus hundertzwanzig Kehlen. Jedenfalls durften wir jetzt mal gehen und mußten nicht laufen. Straßenbau und Waldaufforstung war dem Lager "Prauster Krug" zugeteilt worden. Eine harte Knochenarbeit. Wieder dachte ich dabei oft an zu Haus, an das schöne, romantische Fischen in der Weichselmündung mit Otto Delleske, meinem Schwager. Meine Gedanken bei der harten, schinderischen Arbeit auf dem Schotterboden waren überwiegend positiver Natur. So gelang es mir immer wieder zu sagen: Heinz, wenn du nicht krank werden willst, dann mußst du auch an dieser Arbeit deine Freude haben. Und krank werden wollte ich nicht, denn nach einem Jahr sollte ja das normale Leben weitergehen. Die Arbeit, da kam man drüber hinweg, aber die schikanöse Behandlung, das war viel schlimmer.

Abends, das heißt am späten Nachmittag, ging es mit Gesang, der kläglich und müde klang, zurück ins Lager. Acht Stunden körperlich harte Arbeit hatten wir hinter uns. Die beiden Kameraden des Küchendienstes mußten sich beeilen, damit sie rechtzeitig das nicht zu üppig ausfallende Essen auf den Tisch brachten. Sie taten mir leid, denn einige Kameraden reagierten

ungerecht, wenn es mal etwas länger dauerte. Sie vergaßen wohl, daß auch sie einmal den Küchendienst machen mußten.

Tagsüber, wenn wir auf der Baustelle schufteten, wurden die Zimmer vom Oberfeldmeister kontrolliert. Wenn nichts zu beanstanden war, was nicht häufig vorkam, dann wurde auch mal ein bißchen von den Schinderern nachgeholfen. Entweder machten sie Betten unordentlich, oder sie kippten auch schon mal einen Eimer Wasser über die Bettdecke. Je nach Lust und Laune der Feldmeister, hatte der Betroffene dann Strafarbeit zu leisten. Bei Horst Fröde hat der Prahner mal den ganzen Schrank ausgeräumt, und den Inhalt in der Stube verstreut, und das nur, weil er vergessen hatte, ihn abzuschließen. Der Prahner mußte so handeln, weil er zusammen mit dem Oberfeldmeister die Stuben kontrollierte. Sonst war der Prahner eigentlich ganz in Ordnung. Noch einer der Menschlichsten. Paul Bastian, ja da ging`s schon ziemlich an die menschliche Würde, nur weil er mal ein bißchen gegenanredete, schorten sie ihm die Haare bis auf die Kopfhaut ab. Er war`s auch, der ständig Strafarbeit verrichten mußte.

Abends, wenn wir das Lager verlassen durften, traf man sich oft in einer nahegelegenen Gastwirtschaft, um vom Alltag auszuruhen. Hier wurden Geschichten erzählt aus der Vergangenheit, und jeder vergaß die Arbeit. An einem Bier trank man bis zu einer Stunde. Nicht etwa, weil man keinen Durst hatte, sondern wir mußten alle auf das Geld achten, das nicht so reichlich vorhanden war. Ein Bier kostete uns jedesmal 30 Pfennige. Witze wurden erzählt mit dem Ziel, hinterher die Lachmuskeln zu betätigen, denn tagsüber hatten wir wenig Anlaß dazu. Horst Fröde nutzte eine Lachpause, um von einem Erlebnis vor seinem Arbeitsdienst zu berichten

"Leute",

begann er,

"vor zwei Jahren bekam ich in unserem Betrieb in Danzig eine KdF Fahrt angeboten";

er bemerkte unsere fragenden Gesichter,

"Ihr wißt nicht was KdF - Fahrt bedeutet? Kinder seid ihr weltfremd",

fügte er scherzhaft hinzu,

"KdF heißt nichts anderes als "Kraft durch Freude" Fahrt. Das waren richtige Kreuzfahrten mit supermodernen, eigens dafür gebauten Schiffen. Leute, da schien die Sonne, auch wenn`s regnete, und Frauen, sage ich euch, Frauen, da kann man hier nur von träumen",

Der Kellner brachte eine Runde Bier, beleidigt, weil er nicht beachtet wurde, trottete er ab.

"Abends, wie die Dietrich an der Schiffsbar",

staunend saßen wir alle da und hörten dem Horst gespannt zu.

"Und dann vor Madeira, das blaue Wasser, die Sonne, die lauen Abende, Jungens, so ein Erlebnis. In Norwegen war ich dann schließlich auch noch mal."

"Bist aber weit `rumgekommen Horst, nach Norwegen, wer kommt denn da schon hin",

unterbrach ich ihn mit dem Fingerzeit auf die Uhr. Alle verstanden sofort und riefen den Kellner. Sechzig Pfennig für alle, und dabei konnten wir das zweite Bier nicht einmal genießen, denn durch die spannende Erzählung von Horst vergaßen wir das Trinken.

Am nächsten Morgen, es war nun schon empfindlich kalt, so um die Null Grad, war wieder Waldlauf mit nacktem Oberkörper angesagt. Trotzdem versuchte ich jedem Ereignis, jedem Befehl von den Truppmännern, jeder Handlung wenigstens etwas Gutes abzugewinnen, diese Schikane war doch etwas zu viel. Was aber hatten wir Arbeitsmänner entgegenzusetzen? Was konnten wir tun, um dem ein Ende zu setzen? Die Antwort lautete: nichts. Diesen Torturen, diesen Qualen standen wir machtlos gegenüber. Ich betete zu Gott: Herr, laß mich diese Qualen unbeschadet überstehen. Meine Gebete wurden erhört. In den nächsten Tagen vielen einige für die knochenharte Arbeit auf der zu bauenden Schotterstraße im Wald aus. Beim Bau der Straße gab`s nur Pferd und Wagen zum Transport der Steine. Alles andere mußte mit der Muskelkraft der Arbeitsmänner bewältigt werden. Zum Glätten der Kiesschicht bestellte man eine dampfbetriebene Walze. Immer das gleiche, jeden Tag über acht Stunden, und abends spürte man oft den Rücken nicht mehr. Still sein, nicht mucksen, sonst wurde an die acht Stunden abends noch mal zwei im Lager drangehängt.

Frühjahr 1938

"Sag mal, wie ist es, wenn wir am Sonntag nach dem Mittagessen alle mal nach Mariensee wandern. Wir haben bis Mitternacht Zeit", schlug Hansi vor.

"Ja, Wache hat keiner von uns, aber das sind bestimmt zehn Kilometer, Hansi",

entgegnete ich.

"Na und, bist doch wandern gewohnt, oder nicht?"

Auch Paul fand das eine gute Idee. Horst Fröde freute sich mächtig.

"Endlich mal weit weg von den Schinderern, ich würde auch zwanzig laufen."

"Sind es ja auch, Horst, du mußt ja auch noch zurück."

Hansi Pranger wußte auf alles eine Antwort.

Gesagt, getan. Der Sonntag kam, und wir liefen nach dem Mittagessen los. Schick zurechtgemacht in unserer Uniform, wurden wir immer fröhlicher, je weiter wir uns von dem Lager entfernten. Noch recht fit, hatten wir das Ausflugslokal um die Kaffeezeit erreicht. Die Sonne schien, so daß wir auf der Außenveranda Platz nahmen. Hier von der Veranda, achteten wir auf den herrlichen Blick hinüber zum Mariensee, der, zwischen kleinen Hügeln und Mischwäldern, eingebettet, dalag. Sein Anblick verbreitete soviel Frieden und Ruhe bei mir, ich dachte überhaupt nicht mehr an das Lager. Die Beine schmerzten ein bißchen vom Vortag.

Alle bestellten wir uns ein Bier, so zwei, drei Stück konnte ich mir heute leisten.

"Schön langsam trinken, Freunde, damit`s lange vorhält", sagte Paul, als hätte er meine Gedanken gelesen. Die Runde wurde immer lustiger und gesprächiger. Mädchen spazierten zwischen den Tischen entlang, als suchten sie jemanden. Hansi und Horst sprachen die Mädchen auch prompt an. Ich dachte sofort an mein Geld. Um ein Bier zu spendieren wird es reichen. Ich müßte dann eins weniger trinken, ich tat`s gern. Zwei der Damen nahmen bei uns Platz, und es wurden freundlich Namen ausgetauscht. An meine rechte Seite setzte sich Margarethe, weil gerade ein Stuhl frei wurde.

"Kannst mich Heinz nennen", bot ich ihr an.

"Ich bin Margarethe Gast, und das ist meine Freundin Erika Fürst", dabei zeigte sie mit dem Finger auf ihr Gegenüber.

"Gast?",

fragte ich nach.

"Ja, wie der Gast."

Dann sagte sie noch mit einem versteckten Kichern:

"Ich bin auch nur Gast auf Gottes Erden."

Alles grinste ein wenig verwundert, und dann folgte ein noch sehr angenehmes Gespräch zwischen uns Sechsen. Plötzlich, wir saßen bestimmt schon über eine Stunde an unserem Bier, kam der Kellner zum Tisch. So, dachte ich, jetzt muß neu bestellt werden, oder wir können gehen. Sein Tablett war aber gefüllt mit Speisen und Getränken, die er bei uns ablud.

"Das muß ein Irrtum sein, Herr Ober, wir haben doch nichts bestellt", versuchte der Paul die Sache aufzuklären.

"Nein, meine Herren, der Herr am Nachbartisch war so freundlich und hat für Sie...",

der Kellner wurde von einem gutaussehenden Herrn unterbrochen:



"Schon gut, Jungens, laßt es euch schmecken, kommt wohl aus "Prauster Krug"? War auch mal dort, weiß wie es euch geht, na, denn Prost."

Wir dachten, es wäre Weihnachten mitten im Frühjahr. Ich wollte es gar nicht annehmen, stieß aber auf Gegenwehr, bedankte mich nochmals und ließ es mir schmecken. Die anderen waren schon halb fertig.

Am Ende mußte ich nur neunzig Pfennig bezahlen. Ein Bier für die Margarethe, und zwei für mich. Beim Bezahlen fiel mir der Dorsch, auch Pomuchel genannt, auf dem Zehnpfennigstück ins Auge, und sofort zogen mich meine Gedanken zur Weichselmündung in das heimatliche Dorf Nickelswalde. Eine ganze Zeit mußte vergangen sein. Aufgeschreckt durch die lauter werdende Musik, sah ich mich zwischen meinen Kameraden am Mariensee wieder.

"Wollen wir pünktlich zu Hause, ich meine im Lager sein, so müssen wir jetzt los", mahnte Horst.

Noch zwei Abschiedstänze für jeden von uns, und die Mädchen bedankten sich für den schönen Nachmittag. Auf dem Rückweg wurde dieser Traumnachmittag noch einmal mit Worten und Gesten wiederholt. Kurz vor 24 Uhr hatten wir das Tor zum Lager erreicht. Gerade noch rechtzeitig. Todmüde fiel ich ins Bett, und eine angenehme Schwere ließ mich sofort einschlafen.

Die nächste Woche brachte einiges an Überraschungen. Wohl die Gedanken noch am Mariensee bauten wir unsere Betten am Montag nicht nach den Vorstellungen der Feldmeister. Nach Ende der Baustellenarbeit schickte man uns zuerst in die Stuben zum Bettenbau. Mit dem Essen mußten wir warten, bis jeder der Auserwählten sein Bett so weit in Ordnung hatte, das es der Stubenordnung entsprach. An diesem Tag waren es besonders viele, die die Stubenordnung nicht eingehalten hatten. Ich war natürlich auch darunter, obgleich, es passierte wirklich selten, aber an diesem Tage bauten viele Mist. Das Essen, ja, das wurde ein weiteres Mal verschoben, denn nun durften wir auf den Sportplatz, und diese Strafsportstunden galten allgemein als sehr gefürchtet.

"Antreten, aber zack, zack, und nun wollen wir mal sehen, wer von euch Faulpelzen am besten laufen kann",

der Truppführer hatte seinen Spaß, man sah es ihm an. Alle liefen wir auf Kommando los. Als eingeschworener Haufen stellten wir uns auf den langsamsten ein, aber diese Finte hatte er schnell durchschaut, der Herr Truppführer.

"Aha, so ist das, na, dann auf zu den Ziegelsteinen."

In jeder Hand einen riesigen Ziegelstein, so ging es im Laufschrift um den großen Sportplatz, und nicht nur eine Runde. Zwischendurch ein bißchen mehr Tempo, bis der erste von uns erschöpft zusammenbrach. Schließlich war es inzwischen nach 19 Uhr, und das Mittagessen hatten wir schon abgeschrieben. Ich war auch schon über den Hunger, wie die meisten. Aber jetzt ging's endlich in den Eßsaal. Da der Küchendienst schon Feierabend hatte, drei Stunden nach der normalen Essenszeit, schlang die Strafruppe das "Menü" kalt hinunter. Ich war wieder kurz vor meiner Seekrankheit, riß mich aber dann zusammen.

Als I - Tüpfelchen wurden dann noch drei Mann zur Lagerarbeit bis 24 Uhr verdonnert, weil sie angeblich am Tage, auf der Baustelle, ihr Soll nicht erfüllt hatten, und darunter war, wie so oft, der arme Paul Bastian. An diesen Abenden lag ich im Bett und betete, betete mit gefalteten Händen, das dieser Irrsinn bald ein Ende haben würde. Warum tat man uns so viel Leid an? Was für einen Wert hat hier die Menschlichkeit und die Würde des Einzelnen? Danach fühlte ich mich wieder wohler, und schlief auch ruhiger ein, mit den Gedanken bei der Familie.

Am nächsten Morgen hing die halbe Truppe durch, und ich hatte das Gefühl, die Peiniger ließen's ein bißchen langsamer angehen. Denn Sinn hatte es wenig, wenn die Mannschaft aus Krankheitsgründen, oder einfach aus Erschöpfung, den Straßenbau nicht fortsetzen konnte. Ich sehnte mich schon am Dienstag nach dem Wochenende mit all den schönen Stunden.

Sommer 1938

Die Erntezeit nahte. Von allen Arbeitsmännern wurde diese Zeit herbeigewünscht, denn sie brachte, obwohl jetzt auch noch gearbeitet werden mußte, eine notwendige Erholungsphase vom menschenunwürdigen Lagerleben. Anfang Juli, während der Schulferien, war es dann soweit. Die Trupps wurden verschiedenen Dörfern, in denen sie den Bauern bei der Ernte zu helfen hatten, zugeteilt. Die Bauern mußten der Lagerverwaltung pro Arbeitsmann einen Gulden, von dem der Arbeitsmann selber nur fünfzig Pfennig bekam, bezahlen. Unseren Trupp, also unsere Stube Nummer zwei, schickte man nach Meisterswalde, einem ungefähr 800 Einwohner zählenden Dorf, acht Kilometer vom Lager entfernt. Zwei Kirchen, zwei Gaststätten, eine Schule, in der wir einquartiert wurden, nebst einem kleinen Teich im Zentrum des Dorfes, ließen auf ein gemütliches Leben schließen. Auf Stroh, welches ein Luxus gegenüber dem Lagerbett, mit Decken bewaffnet, wies man uns eine Schlafstätte in der Turnhalle der Schule zu. Hier hatten wir, leider nur vier Wochen, unser Zuhause. Es wurde wieder öfter gelacht, und jeder merkte

bei dem anderen die befreiende Wirkung, die meist an der lockeren Haltung zu erkennen war.

Gern wäre ich mit einem guten Freund, Horst, Hansi, Paul oder Otto zusammen auf einen Bauernhof geschickt worden. So wurden wir getrennt auf verschiedenen Höfen untergebracht.

"Mensch, Heinz, nun sei mal nicht traurig, wir sehen uns ja wieder, sogar jeden Abend",

versuchte Hansi, mich zu trösten.

"Ach ja, Hansi, aber man gewöhnt sich so aneinander, wenn man jeden Tag zusammen ist, wir sehen uns bestimmt abend's",

denn zum Schlafen traf sich der ganze Trupp ja wieder in der Turnhalle, fiel mir dann hinterher auch ein.

Jeder, mit Arbeitszeug unter dem Arm, erfuhr nun am nächsten Tag, welchem Hof er zugeteilt war. "Mein Hof" lag am Dorfrand in wunderschöner Lage. Welch ein Unterschied zum Lager! Trotzdem, ein Bauernleben für immer konnte ich mir auch nicht vorstellen, dafür liebte ich meine Fischerei zu sehr; aber gegen die Arbeit im Lager ein erholsames Schaffen in angenehmer Umgebung. Der Bauer Willi Zube und seine Frau Gerda begrüßten mich freundlich, aber mit einem bestimmten, herrschaftlichen Auftreten. Herr Zube zeigte mir den Hof und führte mich in die Arbeiten, die ich zu verrichten hatte, ein.

"Was haste denn gelernt, Heinz?"

er dutzte mich sofort, ich mußte "Sie" sagen,

"Fischer, Herr Zube, in Nickelswalde an der Weichsel."

War über meine lange Auskunft selbst überrascht, denn schließlich ist man vom Lagerleben noch sehr eingeschüchtert. Er fuhr fort:

"So, so, Fischer, na ja, denn wirste nich grade ne große Hilfe sein, was? Aber mal sehn, siehst ja vernünftig aus und willig dazu."

An die Tiere hatte ich mich schnell gewöhnt und unterhielt mich auch mit ihnen, mit den Pferden, den Schweinen, den Kühen und mit dem Hund, denn sie konnten ja nicht antworten, und somit auch nicht gegenanreden. Ich merkte bald, eine herrliche Zeit brach an. Sicher, ich mußte viel lernen, weil dies ja eine für mich fremde Arbeit war, doch ich tat es gern, zumal ich hier als Mensch behandelt wurde.

Das erste Wochenende, ich hatte von Freitag bis zum Montag frei, wollte ich unbedingt mal nach Hause fahren. Endlich einmal wieder die geliebte Heimat sehen. Mit dem Bus fuhr ich über Danzig nach Nickelswalde, wo ich herzlich empfangen wurde. Viel wurde berichtet und erzählt, doch blieb nicht viel Zeit, um alle Verwandten und Bekannten zu besuchen. Hertha in Weichselmünde, der wollte ich noch einen Besuch abstatten. Mit dem Fahr-

rad ging`s am Sonntagnachmittag Richtung Weichselmünde, um von dort gleich weiter nach Meisterswalde zu fahren. Das Wiedersehen mit Hertha und Karl war herzlich und schön, leider viel zu kurz. Gegen Abend fuhr ich dann, froh in der Heimat gewesen sein, wieder Richtung Danzig und Meisterswalde. Zehn Kilometer hinter Danzig gab meine vordere Lampe plötzlich den Geist auf, in Orah war`s, einem Vorort von Danzig. Da schon die Dunkelheit einbrach wurde mir mulmig, denn woher sollte ich am Sonntagabend eine neue Lampe für den Scheinwerfer bekommen. Auch kannte ich die Strecke nicht so gut, ich bin sie ja vorher nur mit dem Bus gefahren, und dann in die andere Richtung. Dünn besiedelt, links und rechts der Chaussee kein Haus weit und breit, sondern nur, in der Dunkelheit wie Gespenster wirkend, Bäume und Büsche. Ab und zu mußte ich vom Rad und schieben, um dann tastender Weise, wie ein Blinder, meinen Weg zu suchen. Wegweiser konnte ich nicht lesen, wegen der Dunkelheit. Ängstlich wie ein Kleinkind kam ich mir vor. Wenn ich nun schon zu weit gefahren war, würde ich vielleicht sogar in Polen landen? Man hätte mich festgenommen und verhört, oh, mein Gott, hilf mit! Plötzlich hörte ich Motorengeräusch, das auf mich zukam. Das mußte ein Auto sein. Fragen schossen durch meinen, ohnehin schon verwirrten Kopf. Waren es Polen, war es ein Deutscher, sollte ich den Wagen anhalten, oder es vorziehen, mich im Chausseegraben zu verstecken? Ich hielt den Wagen an, in der Hoffnung, das Richtige zu tun. Ich fuchtelte mit den Armen, so daß der Fahrer mich im Scheinwerferlicht sehen mußte.

"Entschuldigung, nach Meisterswalde möcht ich, und meine Lampe ist hin, können Sie mir helfen?"

fragte ich den Fahrer überhöflich.

"Oh Gott, nach Meisterswalde, da haben Sie ja noch einiges vor sich, Sie sind ein bißchen vom rechten Weg abgekommen, es ist bald Mitternacht, und in dieser Dunkelheit. Ich zeige Ihnen den Weg, also... "

Der Deutsche war sehr nett und erklärte mir nun, wie ich fahren sollte, um mein Ziel zu erreichen. Eine nette Verabschiedung, und jeder fuhr seinen Weg. Nach einigen Kilometern sah ich einen Radfahrer auf mich zukommen, der sich schnell näherte. Schemenhaft konnte ich erkennen, er trug eine Mütze wie wir im Arbeitslager. Gerade noch rechtzeitig konnten wir uns ausweichen, um einen Frontalzusammenstoß zu verhindern. Unsere Arme berührten sich noch. Beide voll panischer Angst, sagten wir kein Wort, und setzten unseren Weg fort. Bestimmt kam er aus dem Heimaturlaub und fuhr jetzt in entgegengesetzter Richtung zum Arbeitsdienst. Geschafft, weit nach Mitternacht tauchte das Dorf Meisterswalde schemenhaft auf. Ich war erleichtert und steuerte die Schule an.

"He, Heinz, schon wieder da?"

So wurde ich von meinen Kameraden empfangen. Ich war aber nicht der letzte, viele konnten sich wohl von zu Haus nicht trennen und kamen erst im Morgengrauen. Es wurde vom Wochenende berichtet, und wir tauschten unsere Erlebnisse aus. Eine Mütze voll Schlaf, in dieser aufregenden Nacht natürlich viel zu wenig, denn um sechs Uhr war Wecken, und die anstehende Arbeit ließ nicht auf sich warten. Trotz alledem war es ein schönes Wochenende, das ich noch lange in Erinnerung behalten werde.

Die Zeit ging schnell vorbei und die Ernte war eingefahren. Anschließend mußte ich auf dem Feld ganz allein die Kühe hüten. Durchs Dorf mit acht Kühen und einem Hund, wenn mich so meine Eltern gesehen hätten! Ich trieb die Kühe ein bißchen schneller an, damit die Dorfbewohner nicht soviel Zeit hatten, meine Ungeschicktheit im Umgang mit den Kühen zu beobachten. Besonders peinlich war es mir, wenn die Lotte mich so sah. Lotte war die Tochter vom Friseur, bei dem wir unsere Haare ließen. Abends gingen wir gemeinsam durch das Dorf, und es entstand sogar eine, wenn auch kleine, Freundschaft zwischen uns. Wir redeten viel miteinander, um uns so die langen Abende zu vertreiben. Wäre die Erntezeit nicht so kurz gewesen, wer weiß, vielleicht hätten wir uns ineinander verliebt. Doch so blieb es bei flüchtigen Berührungen, die allerdings schon ein bestimmtes Kribbeln in mir hervorriefen. Komisch, sofort dachte ich bei diesen Gedanken immer an zu Hause, an unsere sogenannte sittliche Verschwiegenheit.

Meinen Gedanken die angemessene, sittliche Richtung zu geben, dazu war die Zeit mit den Kühen auf dem Feld gerade günstig. Zum zweiten Frühstück mit Hund und Kühen gab es ein Stück Brot, mit einer Scheibe Schinken belegt. Der Hund war eine treue Seele, aber nur so lange, bis ich ihm ein Stück von meinem Brot abgegeben hatte, dann zog es ihn zum Hof, und ich war allein mit den Kühen. Mit viel Mühe hielt ich sie zusammen, damit keine verloren ging. Die Weidefläche war damals nicht eingezäunt. Mittag wurde auch auf dem Feld gegessen, weil die Kühe den ganzen Tag draußen blieben. Der Bauer brachte es, betete vor dem Essen, und ließ mich dann wieder allein, nicht, ohne vorher noch ein paar Anweisungen zu geben. In diesen Wochen auf dem Hof begann mein Körper, sich von den Strapazen im Lager zu erholen. Die letzten Abende in Meisterswalde saßen wir zusammen in der Gastwirtschaft, beim alten Klettner. Die Freundschaften mit Lotte, mit Richard, Sohn des Bauern Zube, oder mit anderen netten Menschen aus dem Dorf, wurden jetzt, wo wir bald Aufwiedersehen sagen mußten, immer herzlicher. Hier habe ich wirkliche menschliche Nähe gespürt und meine Meinung gefestigt: Wenn man positiv und zufrieden auf andere

zugeht, dann erntet man schließlich die Menschlichkeit und Aufrichtigkeit, die jeder braucht, um ein erfülltes, glückliches Leben zu führen. Der Abschied vom Dorf und seinen liebenswerten Bewohnern, die ich kennengelernt hatte, begleitete mich mit Schwermütigkeit und Wehmut. Der dornige Weg zurück ins Arbeitslager stand bevor. Die Stimmung auf der Rückfahrt unter den Arbeitsmännern war wieder auf dem Nullpunkt. Jeder wußte, die gemütliche Arbeit auf dem Feld, auf dem Hof, sie war vorbei, dennoch gab es einen Lichtblick. Der Zeitpunkt unserer Entlassung rückte nun unaufhaltsam näher. Nochmals wurden wir im Lager gedemütigt, unmenschlich behandelt und zur knochenharten Arbeit gezwungen. Dann folgte der schönste Tag in meinem Leben, die Entlassung aus dem Arbeitsdienst am 28.09.1938, ich werde ihn nie vergessen! Die Feldmeister ließen uns ein letztes Mal antreten, um die "verdienten" Orden jedem Einzelnen auszuhändigen. Darauf, zwischen zwei Ähren, unser geliebter Spaten. Ein letzter, auch der einzige Händedruck vom Oberfeldmeister, dem Paul Bastian geschickt auswich. Zuviel hatte er durchgemacht, um ihm jetzt die Hand zu reichen. Mit einem kräftigen "Heil Hitler" von Seiten der Truppmänner und dem Arbeitspass in der Hand verließ ich das Arbeitslager, eines der schrecklichsten Kapitel meines Lebens. Mit dem LKW wurden wir nach Danzig in die Husarenkaserne gefahren, und vor dem Gebäude, wo vor einem Jahr unsere Einteilung nach "Prauster Krug" stattfand, trennten wir uns wieder. Jeden zog es nach Haus, so daß die Verabschiedung von Horst, Hansi, Paul und Otto nicht lange dauerte. Eine traurige, harte Zeit mit wenig schönen Abschnitten ging für mich zu Ende, dennoch hatte ich viel gelernt, besonders den Umgang mit Menschen.



Gerda

Auf der Fahrt nach Hause fühlte ich mich frei und frohen Mutes. Ich freute mich auf die Arbeit. Angekommen in der Heimat, fand eine überschäumende Begrüßung statt. Nickelswalde hatte mich wieder. Alles war noch so, als wenn ich nicht fortgewesen wäre. Es war ein überaus schönes Gefühl, all die vertrauten Menschen gesund wiederzusehen. Meine Mutter war glücklich.

"Na, mein Heinz, gut siehste nich grade aus, ich hab oft an dich gedacht, wie schwer du's hast. Aber nun bist du da, und wir freuen uns. Ruh dich ein paar Tage aus."

Ich gewöhnte mich schnell wieder ein. Otto bewohnte inzwischen das Haus von seinen Eltern auf dem Damm in Schiewenhorst. Emmy und Otto fühlten sich in der neuen Umgebung richtig wohl. Die Wohnung in unserem Haus wurde nun vom Standesbeamten Bansemer bewohnt, seine Gastwirtschaft hatte er an den Nagel gehängt, aus Altersgründen, wie er sagte.

Um den Arbeitsdienst zu vergessen, stürzte ich mich gleich ins volle Vergnügen. Gerade passend, denn in Schiewenhorst fand am nächsten Wochenende der Karussellmarkt statt. Für dieses Vergnügen mußten ein paar Gul-

den übrig sein. Mutter ließ ich aber nicht in mein Portemonnaie sehen, wegen des Donnerwetters damals. Schließlich war ich jetzt schon 21 Jahre alt. Viel Musik, Schaubuden, Leckereien und Fahrgeschäfte, da fiel das Vergessen vom Lager leicht. Am selben Tag noch lernte ich ein Mädchen aus Schiewenhorst kennen, dem ich früher schon begegnet war. Schnell kamen wir ins Gespräch, denn jeder hatte genug zu erzählen. Gerda, so hieß sie, war erst fünfzehn, aber sie sah wesentlich älter aus. Schön ist sie, dachte ich, die könnte mir gefallen. Anfangs liefen wir immer in der Gruppe der anderen mit, doch bald merkten wir, daß es Dinge gab, die man nur zu zweit besprach. In unserer Art paßten wir irgendwie zusammen, und ich dachte auch schon nachts an sie. Ich hatte sie gern, doch es ihr zu sagen, nein, das tat man nicht so schnell, obgleich wir es beide fühlten. Meine anfänglichen Ängste wegen der "sittlichen Verschwiegenheit" bei uns zu Haus legte sich, und ich wurde freier. In den nächsten Wochen erfuhr ich soviel von Gerda, daß ich das Gefühl hatte, wir kannten uns schon Jahre. Durch unsere gegenseitige Offenheit kamen wir uns schnell näher und erfuhren so die Schwächen und Stärken des anderen. Gerda hatte es als Kind nicht leicht gehabt.

"Ja, Heinz, so war das, mit fünf kam ich zu den Großeltern, die mich liebevoll sieben Jahre betreuten. Danach kümmerte sich meine Großtante um mich. Meine Eltern, na ja, es lief nicht so gut zwischen ihnen und deshalb..."

"Ist gut, Gerda, brauchst nicht weiter zu erzählen, ich versteh schon."

Sie mußte viel durchgemacht haben, meine Gerda. Sehr bald wurde uns bewußt, daß wir den richtigen Partner gefunden hatten. Wir schwebten beide auf einer Welle des Glücks und der Liebe. Lange zuvor hatte ich mich nicht mehr so wohl gefühlt. Gerda bekam gleich nach der Schule eine Stelle als Kindermädchen, allerdings im acht Kilometer entfernten Bohnsack. Für unsere geheimen Wünsche fingen wir an zu sparen, gönnten uns wenig, und waren doch so glücklich. Alle Bekannten und Verwandten wußten es schon früh, denn wir wollten und konnten unsere Zuneigung nicht verstecken.

In dem kommenden Winterhalbjahr fischte ich nun mit einem jungen Mann aus der Gegend, er hieß Helmut, nach Lachsen, denn mit Otto, so hatten wir uns geeinigt, konnte ich nur im Sommer auf See fischen. Mit Helmut Paskowsky verstand ich mich recht gut, ein stiller Zeitgenosse, aber ich konnte mich auf ihn verlassen. Anpacken konnte er, daß ich so manchesmal nicht schlecht staunte. In diesen Monaten verdienten wir gutes Geld, und Mutter war zufrieden mit mir. In der Eiszeit konnten wir nicht fischen, dann saß man an Land, flickte die Netze, und brachte alles mal wieder auf Vordermann, wozu sonst keine Zeit war. Natürlich traf ich mich mit meiner Gerda, wann immer es nur ging. Mal in Bohnsack, mal in Schiewenhorst oder Nik-



kelswalde. Pläne wurden geschmiedet für die Zukunft, doch hatten wir dabei ein ungutes Gefühl.

Otto und ich konnten das Frühjahr, wir schrieben 1939, gar nicht abwarten. Früh morgens holte ich ihn mit dem Boot aus Schiewenhorst ab. Wir verstanden uns auf Anhieb wieder prächtig, als wäre ich nie weg gewesen. Unsere Fanggebiete lagen jetzt außerhalb des Weichseldeltas auf der freien See. Erfahrung und Verantwortung mußte man besitzen, um jeder Wetterlage Herr zu sein. Sicher, die Arbeit war schwer und risikoreich, trotzdem machte sie Spaß, mit Otto ganz besonders. Viele Erinnerungen verknüpften uns aus meiner Jugendzeit, die wir gern ab und zu durch Gespräche auffrischten. Kamen wir dann gegen Mittag an Land, stand Gerda manchesmal, insbesondere an den Wochenenden, am Ufer vor dem Damm und erwartete uns. Der Gedanke auf See, es wartet jemand an Land auf dich, ließ die Arbeit viel leichter von der Hand gehen. Eine kurze Umarmung, bei einem Kuß wäre uns ein peinlicher Schauer über den Rücken gelaufen, dann wurde alles erzählt. Es war kein reines Zuhören, sondern wir wußten voneinander, daß Probleme des einen von dem anderen mit Teilnahme und Verständnis aufgenommen wurden. Unter Berücksichtigung ihres Alters und unserer Eltern schoben wir eine Verlobung noch vor uns her, obwohl wir wußten, daß wir zusammen gehörten. Der Sommer war herrlich, Gerda war herrlich, das Fischen mit Otto und das Zusammenleben zu Haus, alles war so schön. Meine, unsere Welt war in Ordnung. Aber wie sah es in der Welt da draußen aus. Im Sommer kamen immer öfter KdF-Urlauber, Sportler und ehemalige Soldaten aus dem Altreich nach Danzig, und wurden dort in SA Uniformen gesteckt, denn im Freistaat Danzig gab's kein Militär. Die Lage spitzte sich weiter zu. Unruhen und Tumulte ließen in keine gute Zukunft blicken. Sollte der 2. Weltkrieg bevorstehen? Ängste verbreiteten sich und Befürchtungen unter den Männern waren berechtigt, denn alle konnten nun mit einer Einberufung rechnen. Warum müssen Menschen Kriege führen? Sie sind so sinnlos und mit Leid erfüllt. Wollen die Menschen den Krieg? Will Gott den Krieg? Diese Fragen gingen mir in diesen Wochen durch den Kopf. Wie wird unsere Zukunft aussehen? Gerdas und meine? Können wir zusammen bleiben? Wir hofften es und beteten.

## Der Weg

Wie gewohnt holte ich Otto früh morgens aus Schwiewenhorst mit dem Boot zum Fischen ab. Ein wunderschöner Morgen. Dem Sonnenaufgang zuzusehen, war immer wieder ein Erlebnis. Die Netze, soweit man sie unter Wasser beim Einholen sehen konnte, voll mit Flundern. Welch ein Anblick, wie die weißen Buttleiber versuchten, wie an einer Kette aufgezogen, ihrem Schicksal zu entkommen.

Aufgeschreckt durch einen lauten Knall schauten wir uns ängstlich an. Die Uhr zeigte genau 4.45 Uhr.

"Heinz, diesmal ist es ernst",

sagte Otto spontan. In der Hoffnung, daß ich recht hatte entgegnete ich, "Otto, ich glaub, das wird Manöver sein."

"Ne, Heinz, das ist kein Manöver mehr, die machen ernst."

Wahrhaben wollte ich es immer noch nicht, doch Otto hatte recht. Dieser Schuß, ausgelöst von einem Geschütz des Schlachtschiffes Schleswig-Holstein, galt dem Königreich Polen, und wurde auf die Westerplatte, wo das Munitionslager der Polen untergebracht war, abgefeuert. Ein historischer Schuß, für uns nicht bewußt und nachvollziehbar. 1. September 1939, ein historisches Datum. Eine Lawine der Weltmächte wurde ausgelöst. Minuten später kam ein Marineboot längsseits, dessen Besatzung forderte uns auf, sofort das Seegebiet zu verlassen, da wir sonst in Gefahr geraten könnten. Gerade mit dem Netzeinziehen fertig geworden, fuhren wir mit unserem Fang nach Haus. Näher kommend konnten wir beobachten, daß es links und rechts der Weichsel in Weichselmünde und Neufahrwasser unruhig wurde. Busse kamen und evakuierten die Bewohner rund um die Westerplatte. Viele Einwohner unserer Dörfer verstanden die Welt nicht mehr. Gerda und ich nutzten jede Gelegenheit, um uns zu sehen. Wer wußte schon, wie lange das noch möglich war.

Noch am gleichen Tage war der erste Gefallene zu beklagen. Er wohnte bei uns im Dorf: Johann Rusch, er war bei der SA. An Land sahen wir überall den Aushang mit der Bekanntmachung des Ausnahmezustandes. Am nächsten Tag, ich hatte mich zum Ausruhen hingelegt, kam ein Uniformierter von der SA zu meiner Mutter und fragte nach mir.

"Der hat sich zum Schlafen hingelegt",

war die Antwort meiner Mutter. Er hinterließ eine Nachricht, ich hätte mich am nächsten Tag beim Wehrbereichskommando zu melden. Meine Mutter ahnte wohl nichts Gutes, denn sie erzählte mir von dem Besucher in SA

Uniform kein Wort. Vielleicht hatte sie zum Herrn ein Gebet gesprochen, jedenfalls kam der Besucher nicht wieder. So erlebte ich den Krieg zunächst nur am Rande. Polen war für Deutschland kein Gegner, sondern ein Opfer. Es dauerte nur wenige Wochen, und Polen war besiegt. Draußen aber, in der fernen, fremden Welt, vergrößerten sich die kriegerischen Zustände und breiteten sich immer weiter aus. Dazu wurden natürlich viele Soldaten gebraucht. Oft kam ich mir vor wie ein Drückeberger, denn jetzt brauchte das Reich junge und tapfere Männer. Viele aus unserem Dorf gingen freiwillig, einige forderte man mit Nachdruck auf sich beim Wehrbereichskommando zu melden. Mich hatte man offenbar vergessen. Mein Drücken in der Magengegend verstärkte sich wieder, als ein amtliches Schreiben ins Haus kam. Sinngemäß wurde ich darin aufgefordert, das Gebiet nicht zu verlassen. Vom Militär sei ich, wegen der Volksernährung, zurückgestellt. Wieder hatte der Herrgott die Hand im Spiel, so glaubte ich jedenfalls. Ich dachte sofort an das Schreiben von der Fischereiaufsicht. Damals schrieben sie ja nicht Karl-Heinz, sondern Heinrich Lietzow. So konnte ich als Jungfischer zu Haus bleiben. Mußte nicht in die Nordsee für ein Jahr. Zurückgestellt! Wieso Zurückgestellt? Was kam da auf mich zu? Durch meine Arbeit wurde ich ein bißchen abgelenkt. Immer wieder ertappte ich mich bei meinen Gedankengängen. Was kam da auf mich zu? Eines Tages traf ich Hansi Pranger. Die Freude war riesengroß, und sofort wurde aus der Zeit im Arbeitslager erzählt.

"Mensch, Heinz, schön, dich wiederzusehen, wie geht's dir? Wie ich sehe, hast du dich gut erholt",

Hansi ließ mich nicht zu Wort kommen:

"Deinen Namen hatte ich erst kürzlich auf meinem Schreibtisch im Wehrbereichskommando."

Ich wußte, der Hansi bringt's zu etwas; er fuhr fort:

"Wenn's der Reihe nach ginge, wärest du schon an der Front. Ich dachte mir, den Heinz können sie zu Haus bestimmt gut gebrauchen, und so habe ich die Akte "Lietzow" erst einmal wieder nach unten gelegt, war doch ne gute Idee von mir, oder?"

"Na und ob, Hansi, bekommst du auch keine Schwierigkeiten meinetwegen?"

"Iwo, das bestimme ich, wer da geholt wird und wer nicht; wie geht's der Familie? Hoffentlich sind alle gesund?"

Ich war sprachlos,

"Hansi, wie soll ich das nur wieder gutmachen. Hat du etwas von den anderen gehört?"

"Ne, nichts, wahrscheinlich sind sie eingezogen worden, wird ja jedermann gebraucht. Heinz, irgendwann wirste nicht drum rum kommen, deine Akte kann ich schlecht verbrennen, aber wer weiß, was bis dahin ist."

Wir fielen uns unter Tränen in die Arme, schweigend trafen sich unsere Augen. Ein kurzes, wehmütiges Lächeln, und jeder schlug seinen geplanten Weg ein.

Die Furcht in meinen Gedanken, täglich gemustert zu werden, vertiefte ich mich in meine Arbeit, und suchte bei meiner Gerda Liebe und Abwechslung vom Alltag. Sie litt auch unter der Ungewißheit, jeden Tag könnten wir getrennt werden. In dieser Not kamen wir uns so nah wie nie zuvor, redeten von Verlobung und späterer Heirat. Ein paar Wochen später, an meinem 23. Geburtstag, machten wir unser gegenseitiges Versprechen wahr. Die Verlobung wurde am 28. Juli 1940 im engsten Familienkreis gefeiert. Auch Hertha und Karl waren dabei. Sie schenkten uns zur Aussteuer sechs silberne Eßlöffel. Wir waren glücklich, und ein bißchen Zufriedenheit machte sich bei uns bemerkbar. Ich dachte: jetzt haben wir uns die Ehe versprochen, ein Leben lang wollten wir zusammenbleiben, trennen kann uns nichts mehr, auch der Krieg nicht. Räumlich konnte man uns trennen, aber in Gedanken würden wir immer zusammen sein. Im Glück vergaßen wir sogar für ein paar Tage diesen verdammten Krieg. Aber eben nur für ein paar Tage, leider. Gerda litt mehr unter der Angst, wir könnten getrennt werden, als ich.

"Gerdi, es wird schon alles gut, wir dürfen nicht den Mut verlieren, wir sind jung und werden diesen Krieg unbeschadet überstehen."

Wissen konnte ich es nicht, aber ich hoffte, von ganzem Herzen.

Der Weg als Soldat in den Krieg, er blieb mir nicht erspart. Im Februar 1941 kam der Musterungsbefehl. Diesmal mit richtiger Adresse und richtigem Namen, daran konnte nun auch Hansi Pranger nichts mehr ändern. Ein paar Tage später saß ich auf einem wackeligen Stuhl vor dem Musterungsausschuß in Bohnsack. Nach der schnellen, flüchtigen Untersuchung dann die kurze Frage:

"Welche Waffengattung?"

"Am liebsten zur Marine",  
schlug ich schüchtern vor.

"Können Sie schwimmen?"

Der Fragende wirkte durch die Art, wie er fragte, streng. Seine Augen aber verrieten einen Sinn für Humor. Deshalb meine, vor diesem Ausschuß schon heikle Antwort:

"Ich dachte, bei der Marine hätten sie Schiffe?"

Andere Beisitzer konnten ein Grienien nicht verstecken. Die Augenbrauen hochziehend, um sie langsam wieder zu senken, beherrschte sich mein Gegenüber voll Bewunderung über meine, selbst für mich überraschende Antwort.

"Blöde Frage, als Fischer, natürlich zur Marine. Wenn Sie keine Angst vorm Absaufen haben, na dann. Am 1. März geht's los. Heil Hitler!"

Er lächelte mich kurz an, und mit einer Handbewegung schickte er mich durch die Tür.

Dann mußte ich im Vorzimmer noch auf meine Papiere warten. Ich mochte gar nicht daran denken, es Gerda zu erzählen. Was würde Mutter dazu sagen, die Familie? In der Magengegend stieg wieder dies unangenehme Gefühl in mir hoch, wie damals im Arbeitslager. Ich erwischte mich gerade beim Fluchen: Heinz, sagte ich zu mir, warum fluchst du denn, anderen geht es doch noch viel dreckiger als dir, oder dort, wo die Familien den Gefallenen nachtrauerten. Du lebst, Gerda lebt, und der Familie geht es gut. Pack's an. Als mein innerliches Selbstgespräch beendet war, kam ein nettes Fräulein mit meinen Papieren.

"Lietzow?"

schaute sie fragend in die Runde.

"Ja, hier, Fräulein, das bin ich",

froh, daß es so schnell ging. Bevor ich gehen wollte, sprachen mich drei Kameraden aus Nickelswalde an, sie hatten bestimmt meinen Namen gehört. Ich kannte sie auch flüchtig, wie man eben die Leute so kennt, denen man einmal im Monat begegnet. Sie stellten sich als Bernhard Gabriel, Herbert John und Bruno Kull vor. Im Gespräch mit ihnen stellte sich heraus, daß auch sie zur Marine wollten. Ich war froh, schon jemanden zu kennen. Wir sprachen noch von der Abreise am 1. März, wollten uns treffen, um dann gemeinsam nach Danzig zu fahren. Ein kurzer Gruß, dann radelte ich zurück ins Heimatdorf.

Der Abschied am 1. März, er war nicht leicht. Ich kann es nicht beschreiben, wie es damals in mir aussah. Die ganze Familie war angetreten, Vater, Mutter, Tante Jetta und alle anderen. Sogar Herr Bansemer stand in der Tür und wollte mich verabschieden. Wie lange würde ich sie nicht wiedersehen? Würde ich sie wiedersehen? Diese Fragen schob ich schnell beiseite. Noch ein Blick an alle von mir, der sagen sollte - hab Dank für die ganzen Jahre - ich drehte mich um und ging. Gerda hatte ich an der Hand. Sie wollte mich bis Danzig begleiten, um dann gleich bei Karl im Büro vorbeizuschauen. Karl hatte eine hohe Stellung in Danzig, er war ja Ratsherr. Hertha konnte stolz auf ihn sein.

Wie verabredet, trafen wir uns mit Bernhard, Herbert und Bruno vor der Bushaltestelle. Mein Herz wurde mir schwer, als der Bus den Ort, mein Nickelswalde, in Richtung Danzig verließ. Eng aneinandergedrückt, so saßen Gerda und ich da, kein Wort redend. Warum Trauer? Wir hatten uns doch noch und würden uns auch behalten. Ich war mir ganz sicher. In Danzig angekommen, besuchten wir noch Karl in seinem Büro, am "Langen Markt". Es war kein sehr langes Gespräch zwischen uns, Karl hatte immer viel zu tun, und seine Sekretärin hing die ganze Zeit an seinem Rock, weil sie wichtige Sachen nicht aufschieben konnte. Karl wünschte mir noch alles Gute, dann verließen Gerda und ich sein Büro. Auf dem Weg zum Bahnhof hakten wir uns wie ein altes Ehepaar, fünfzig Jahre zusammenlebend, ein. Der Abschied rückte unaufhaltsam näher.

Am Bahnhof angekommen, mußten wir Szenen miterleben, die nicht gerade zu unserem Wohlbefinden beitrugen. Ein Fronturlauberzug traf aus Königsberg ein. Sämtliche Scheiben waren zerschossen, so daß man annehmen mußte, in diesem Zug lebt keiner mehr. Menschen liefen planlos durcheinander und suchten rufend und weinend, mal aus Freude, mal aus Verzweiflung, nach ihren Verwandten und Lieben. Kinder hielten sich krampfhaft an den väterlichen Hosen fest. Sie wollten ihren Vater nicht loslassen. Mütter bekamen regelrechte Weinkrämpfe, und schüttelten ihre tapferen Kinder mit ausgestreckten Armen durch. Gerda und ich sagten kein Wort. Diese Bilder mit ansehen zu müssen, diese menschlichen Schicksale, sie gingen an die Grenzen unserer Gefühle. Gerda war den Tränen nah. Sie versuchte, tapfer zu sein, und auch ich erlebte jetzt wieder diese Art Seekrankheit in meiner Magengegend. Die Erinnerungen an zu Haus, an die Kindheit, zogen für einen kurzen Augenblick an meinen Augen vorbei. Doch gleich holte die Realität mich zurück. Kreischend liefen die Menschen auf den vielen Bahnsteigen hin und her. Eine Frau stürzte vor meinen Füßen zu Boden, und schaute mich, am Boden liegend, hilflos an. Wir konnten ihr nicht helfen, in ihrem Gesicht spiegelte sich die ganze Traurigkeit, die Verzweiflung und Sinnlosigkeit des Krieges wieder. In diesen Wirren konnte sich nur jeder selber helfen, mit seinem persönlichen Schicksal mußte man sich allein auseinandersetzen. Gerda und ich halfen ihr auf die Beine, als Dankeschön hatte sie sogar ein zaghaftes Lächeln auf den Lippen, in einem sinnlosen Widerspruch zu ihren tiefrot verweinten Augen.

Der Abschied von Gerda war gekommen. Nach und nach wurden die Einberufenen in die Züge gestopft, die uns in den Westen bringen sollten. Bei unserer Umarmung spürte ich Freude und Trauer zugleich. Ein Wechselbad der Gefühle überkam mich. Ich glaube, wir haben nicht einmal geredet. Wir fühlten nur und wußten, daß wir uns, wann auch immer, wiedersehen wür-

den. Dichtgedrängt, viele, so wie ich, noch mit verweinten Augen, standen die frischen Soldaten in den Abteilen; so konnte ich Gerda nicht einmal aus dem anfahrenden Zug heraus nachwinken. Eine Leere stieg in mir auf, die ich nicht beschreiben kann.

Unser Ziel war Neustadt in Schleswig - Holstein.

Zwei schick gekleidete Marinesoldaten holten uns vom Neustädter Bahnhof ab. Nach dem Durchzählen marschierten wir zu den naheliegenden Kasernen. In der Kaserne angekommen, wurden wir erneut gezählt, daß ja keiner, bevor er überhaupt eingekleidet war, die Nase vom Soldat sein voll hatte. Karl Stein, wir nannten ihn liebevoll Karlchen, war der dreizehnte und meinte mit rotem Kopf:

"Ihr könnt euch auf was gefaßt machen."

Was er damit sagen wollte, wußten wir noch nicht. Die Stuben waren sauber und ordentlich. Sofort erinnerte ich mich an "Prauster Krug", das Arbeitslager. Alles war mir fremd und neu, wenngleich wir eine gute Behandlung erfuhren. Der ganze Tag zog noch einmal an mir vorbei, bevor ich, von den tragischen Ereignissen des Tages überwältigt, irgendwann fest einschlief.

Am nächsten Morgen rief eine laute, feste Stimme: Reise, Reise, aufstehn! Verstört schreckte ich, meinen Standort ortend, auf. Sich sammeln war jetzt angesagt. Wo befand ich mich? Was wollten die ganzen Leute? Wie kam ich in dieses Bett? Es dauerte Sekunden, dann kam der letzte Tag zurück in meine Erinnerung. Alle zogen sich nun schick an, als wenn eine Feier angesagt wäre. Keiner nahm so richtig wahr, daß dies kein Sonntagsspaziergang wurde, sondern bitterer Krieg. Gut gefrühstückt, mit den Gedanken zu Haus, wurde "rein Schiff" auf den Stuben angeordnet. Hier eher oberflächlich, im Vergleich zum Arbeitslager. Der Vormittag war ausgefüllt mit der Einkleidung. Jeder bekam einen Seesack, der ab sofort zum privaten Eigentum erklärt wurde. In der Kleiderkammer herrschte Hochbetrieb.

"Nun fang bloß nicht an zu drängeln, du bekommst deine Klamotten noch früh genug",

blaffte ein Großer den Kleinen an,

"hoffentlich haben sie deine Kindergröße überhaupt vorrätig?"

Der Umgangston war rau, manchmal zu rau. Sensible Menschen wurden sehr schnell ins Abseits gestellt und unterdrückt. So auch der Kleine, er tat mir richtig leid.

"Ruhe",

schrie eine Stimme aus dem Hintergrund,

"Reihe bilden zum Kleiderempfang, aber zackig."



Meine erste Uniform

Auf das Maßnahmen verzichtete man, die Sachen wurden der Reihe nach in den Seesack gestopft, ob sie paßten oder nicht. Alles ging so schnell, so daß ich gar nicht mitbekam, wieviel und was ich an Zeug zum Schluff in meinem Seesack hatte. Aber unterschreiben durfte ich trotzdem. Wenn etwas nicht paßte, mußte man mit den Kameraden tauschen. Die ganze Zeremonie des Einkleidens dauerte insgesamt zwei Tage. Danach liefen die Vorbereitungen für die Weiterfahrt nach Dänemark. Diesmal nicht so komfortabel mit dem Zug, sondern mit dem Lastkraftwagen, hinten auf der Ladefläche. In Flensburg machten wir einen Zwischenstopp, um am nächsten Morgen die Fahrt mit dem LKW, ein Schiff wäre mir lieber gewesen, fortzusetzen. Am 5. März 1941 erreichte unser Konvoi die dänische Stadt Frederikshavn. Gedanklich war ich schon wieder zu Haus. Fragen türmten sich in mir auf. Wo würde dieser Weg enden? Der Weg in den sinnlosen Krieg?



## Kriegsjahre

Wenn ich nun dachte, auf einem Schiff zu landen, so hatte ich mich getäuscht. Unser Ziel: ein Barackenlager am Rande der reizvollen Stadt. Es empfing uns der überaus höfliche Oberleutnant Thies, von Beruf Lehrer.

"Kameraden, ihr habt Glück gehabt, daß ihr hierher gekommen seid. Hier in Dänemark gibt es gut zu essen. Bei eurem Kompaniechef seid ihr in guten Händen, jedermann kann seine Sorgen bei ihm loswerden."

Ein Gemurmeln ging durch die Truppe. Einen so fröhlichen Ton hatte wohl keiner erwartet. Die Skepsis blieb. Zu oft ist man getäuscht worden. Es stellte sich heraus, daß wir es tatsächlich besser hatten als in der Vergangenheit, z.B. im Arbeitslager. Natürlich war auch das Üben mit den Kriegswaffen angesagt, meine Knie mußten wieder einiges aushalten beim Robben, aber zum Ausgleich hatten wir genügend Freizeit, um uns von dem, eher gemütlichen, Exerzieren auszuruhen. Die Stadt wurde erkundet, oftmals zogen wir mit Gesang durch die lebendigen Straßen, deren Bewohner uns zuwinkten. Es stieg sogar eine zurückhaltende Fröhlichkeit in mir auf, bei diesem achtwöchigen Aufenthalt in Frederikshavn.

Zu Hause ging alles seinen gewohnten Gang. Dies erfuhr ich aus den liebevoll geschriebenen Briefen meiner Gerda. Sie waren einigermaßen gesund, die Mutter, mein Stiefvater, meine Familie und Gerda. Sie war glücklich, daß wir es hier so gut hatten. Wir sprachen, vielmehr wir schrieben uns in den Briefen schon mal vom Heiraten. Doch sie wollte bis zum Ende des Krieges warten.

Die Zeit in Frederikshavn, oft werde ich an sie zurückdenken, ging zu Ende. Es war kurz nach Ostern 1941. Unsere Kompanie wurde abkommandiert nach Flensburg im nördlichen Schleswig - Holstein. Reisen durften wir nun wieder mit dem Zug. Am Bahnhof angekommen, mußten wir erstmal antreten. Alle bepackt mit den schweren Seesäcken. Auf Befehle wartend, wurde es in der Flensburger Bahnhofshalle immer ruhiger. Plötzlich rief eine zarte Kinderstimme:

"Schau nur, Mami, die sehen aus wie die Osterhasen."

Alles schmunzelte, sogar unser Kompaniechef konnte ein Lächeln nicht verbergen. Eine Kinderstimme in diesen Zeiten gehörte ohne Zweifel zu den schönen Dingen. Das Mädchen hatte recht, wir sahen wirklich aus wie die Osterhasen. Vom Bahnhof aus marschierte unsere Truppe durch die Stadt ins Lager Scharnhorst. Wir wurden wieder in Stuben eingeteilt und waren in neugieriger Erwartung auf das Kommende. Es war Samstag nachmittag.

Der Magen knurrte uns allen, denn unsere letzte Mahlzeit gab's am frühen Morgen in Frederikshavn. Endlich gab es die Essenzuteilung. Butter oder Margarine fehlten. Mit einer Scheibe Wurst mußten wir unsere zwei Scheiben Brot belegen. Hungrig, wie ich war, schlang ich diese karge Mahlzeit runter. Danach war Freizeit, und interessante Gespräche mit den anderen Lagerinsassen wurden geführt.

"In Dänemark hatten wir mehr zu essen, diese zwei Scheiben Brot...", weiter kam ich nicht, ein Kamerad klärte mich auf:

"Sag bloß, Du hast alles auf einmal gegessen; das war doch die Ration für das ganze Wochenende."

Das auch noch, hätte ich mich bloß vorher schlau gemacht. Die Kameraden, die noch am Essen waren, stockten sofort, und packten ihre Schnitten schnell und wohlbehütet wieder ein. Sonntag gab es tatsächlich nichts zu essen. Ausgang war angesagt, und die Stadt Flensburg, besonders der Hafen, wurde inspiziert. Irgendwo staubten wir doch noch ein Essen ab. Der Tag, oder vielmehr die ganze Woche in Flensburg, war schnell vergangen, trotz des Hungers jeden Tag. Noch ahnte ich nicht, daß ich diese Stadt viele, viele Jahre später des öfteren aufsuchen würde. Nach einer Woche im Lager kam der Befehl für unsere Truppe. Nächster Standort sollte Meierwik bei Glücksburg werden. Die Fahrt in das ungefähr sechs Kilometer entfernte Meierwik wurde wieder mit dem LKW absolviert. Hier in den Kasernen hatten wir eine wunderschöne Stube im Dachgeschoß, mit Blick über die Flensburger Förde ins benachbarte Dänemark. Ich muß sagen, den Krieg hatte ich mir anders vorgestellt. Denn hier in Meierwik übten wir erst einmal richtig, einen Rasen anzulegen. Gärtnerische Arbeiten standen im Vordergrund, naja, fürs spätere Leben konnte jeder dazu lernen. Für mich stand fest, Gärtner war nicht mein Beruf, genauso wenig wie Bauer; die Gedanken hingen schon wieder beim Fischen an der Weichsel.

Eine Nachricht machte schnell die Runde. Rudolf Hess war geistig umnachtet und wurde nach England geflogen. Für mich eher uninteressant. Am Abend sollte ein guter Film im Kasernenkino laufen. Er hieß "Wunschkonzert". Hier konnte man so richtig abschalten, wurde aber immer wieder an die drückenden Stellen im hinteren Bereich durch die recht harten Stühle erinnert. Plötzlich, wir dachten an einen Filmriss, wurde die Leinwand schwarz.

"Arbeitskommando Meierwik, alles raustreten und Seesäcke packen, die gemütliche Gartenarbeit hat ein Ende", schrie ein Vorgesetzter.

"Nicht so lahmarschig, ab, runter zum Hof und angetreten. In spätestens zehn Minuten ist alles fertig, klar? Abfahrt mit LKW nach Swinemünde in fünfzehn Minuten!"

Ich dachte, ich träumte, so eine Hetze kannten wir gar nicht mehr. Mein Seesack glich einer Mülltonne, als ich mit dem Packen fertig war. Alles nur schnell reingeworfen. Aber alle standen pünktlich auf dem Hof der Kaserne zur Abfahrt bereit. Diese Nacht bekamen wir kein Auge zu. Die Fahrt ging wieder über Flensburg und Oldesloe, die Küste entlang nach Swinemünde. Ungewißheit machte sich in der Truppe breit, denn keiner kannte so richtig den Einsatzbefehl.

"Mensch, Karl-Heinz, ich glaube, jetzt machen sie uns Feuer unterm Hintern. Bisher kam mir alles wie ein Ausflug vor. Ich habe Angst, ein ganz ungutes Gefühl. Wenn's bloß nicht an die Front geht."

Tröstend klopfte ich Bruno auf die Schultern, aber so langsam schlich sich bei uns allen ein Gefühl der Angst ein. Von Gerda, von zu Haus hatte ich so lange schon nichts mehr gehört. Wie auch, keine feste Adresse, die man hätte angeben können. Man schrieb zwar, aber wohin sollte die Familie zurückschreiben? Alles war so ungewiß, warum dieser Krieg?

Hier in Swinemünde "bewohnten" wir ehemalige Sommerhäuser. Auf Stroh zusammengepfercht, warteten wir vierzehn Tage auf unseren Einsatzbefehl. Haus Sachsen, in dem wir mit zwanzig Mann hausten, war normalerweise für vier Urlauber eingerichtet. Wäre die Kameradschaft nicht so vorbildlich, so manches Mal hätte es eine Prügelei gegeben. Das soziale Verhalten eines jeden Einzelnen stand auf dem Prüfstand. Häufig hörte man in den Nächten ein leises Beten und Weinen.

Am Pfingstsamstag 1941 erfuhren wir dann, wo es hinging.

"Morgen früh, Leute, geht's los, Richtung Norwegen, und das alles ohne Ausweis und Extrakosten",

versuchte ein Vorgesetzter uns bei Laune zu halten. Mit der Fähre nach Saßnitz ging es weiter nach Oslo. Jedes Verkehrsmittel war uns recht, nur nicht wieder so ein LKW. Gott sei Dank, mit dem Zug wurden wir über Dombas nach Drontheim verfrachtet. Im Hafen lag ein riesiger Frachter, er war als Truppentransporter zweckentfremdet, mit dem Namen RO 5. Zwischen den Decks waren noch einmal sogenannte Zwischendecks eingebaut die alle mit Stroh ausgelegt waren. Das Ganze erinnerte mich an einen Transport von Vieh, aber nicht von Menschen. Was zählte schon die Meinung eines Einzelnen, man hatte zu gehorchen. Wenn nicht, na ja... manchmal gab's schon Ausfälle. Zusammengetrieben lagen, saßen und standen wir, die Marionetten der großen Führer, auf diesem Schiff, und versuchten, aus unserer mißlichen Lage das Beste zu machen. Menschen, die sich noch

nie gesehen hatten, waren so dicht beieinander, daß jeder den schlechten Mundgeruch und die Ausdunstungen des Anderen spürte. Es war gräßlich, und doch menschlich zugleich. Auch die Hygiene und menschlichen Bedürfnisse ließen sehr zu wünschen übrig. Außer dem Kommandanten wußte wohl niemand, wo es hinging. Viele meinten, die Reise sollte nach England gehen, wemgleich uns Norwegen gesagt wurde. Wie's dann um das Nordkap ging, in Richtung Kirkeness, wußte ein jeder, wir mußten gegen das übermächtige Rußland antreten.

Die Sommermonate hier waren etwas angenehmer als gedacht. Oft gingen wir mit der Stammbesatzung in den Bergen spazieren. Sie wären auch lieber zu Hause bei ihrer Familie. Der Kapitän, ein erfahrener älterer Mann, meinte einmal:

"Leute, den Sommer müssen wir noch ausnutzen, der Winter wird kein Zuckerschlecken. Er wird euch noch manches Mal an die schönen Zeiten des Lebens erinnern."

Scherzhaft ergänzte ein Unteroffizier:

"Dazu brauche ich keinen langen Winter, Herr Kapitän."

Er verstand den Scherz und reagierte lächelnd auf diesen Satz. Jetzt wurde auch gesagt, welchen Auftrag unsere Gruppe hatte. Auf der RO 5 waren wir mit sechs Gruppen zu je 30 Mann. Jede Gruppe sollte, sobald die Gebirgsjäger das Gebiet in ihren Besitz gebracht hatten, einen russischen Hafen besetzen. Unsere Gruppe sollte nach Murmansk, ins Russische Eismeer. Andere Gruppen wurden nach Petsamo, Archangelsk und zu anderen Häfen in Rußland geschickt.

In diesem Sommer schrieben Gerda und ich uns immer öfter. Die Post, sie brauchte zwar lange, kam aber meistens an. In jedem Brief von uns stand immer wieder, wie gern wir uns hatten. Die Sehnsucht nach Gerda und zu Haus, sie wurde oft unerträglich. Ich lenkte mich ab, indem ich mich beschäftigte, egal wie, ich mußte mich beschäftigen. Arbeit hat eine heilsame Wirkung. Sie hält Geist und Körper gesund. Diese Weisheit hatte mir meine Mutter beigebracht, sie hatte recht, wie so oft. Ich lernte in der Ferne, das zu schätzen, was man zu Hause als selbstverständlich empfand. Es prägte mich.

Im Oktober lagen wir immer noch in Kirkeness, inzwischen waren schon achtzehn Grad minus, wartend auf den Transport nach Murmansk. Doch die Gebirgsjäger konnten den Hafen nicht einnehmen. Unser Teilrückzug stand bevor. Mit dem Truppentransporter RO 5 (Rotterdam 5) wurden wir nach Harstad, unweit von Narvik, verlegt. Der dem Hafenkaptän Heinemann unterstellte Bootsmann sagte bei unserer Ankunft:

"Mensch, habt ihr ein Glück. Raus aus dem Frontgebiet, bei uns hier in Harstad ist es ruhig. Hier passiert nichts."

Dieser Oberbootsmann Willert war ein äußerst angenehmer Zeitgenosse. Untergebracht in einem Kinderheim, durften wir uns alle eine Woche lang erholen. Jeden Tag holte uns der Willert ab zu einem ausgedehnten Spaziergang. Diese Woche hab ich so richtig genossen an der frischen Luft. Unter den Kameraden fanden oft Gespräche über zu Hause statt, denn alle hatten ja gleiche Interessen, schnell wieder nach Haus zu den Lieben. Nur es ging nicht, es war Krieg. Viele, zum Teil sehr persönliche Unterhaltungen wurden geführt, wo man auch schon mal Dinge erzählt hat, die zu Friedenszeiten nicht gesagt wurden. Bei einigen Kameraden konnte man sich wirklich alles von der Seele reden, sie hörten gut zu. Hinterher war man befreit vom größten Druck. Die Schicksale gingen mir unter die Haut, sie taten mir leid.

Nach dieser Woche in der frischen Luft und mit vielen Gesprächen sind wir in das Hafengebäude umgezogen. Eingeteilt in Wachen und Gruppen, verteidigten wir jetzt Verpflegung und wichtige militärische Einrichtungen. Eine gemütliche Hafenstadt, dies Harstad. Mit einer schönen Aussicht auf das Meer, mitten in den Lofoten. Hier hatten wir nichts auszustehen, wenn nur die Entfernung von zu Haus nicht wär. Die Zeit verging, ich gewöhnte mich an den Umstand Krieg ein wenig. Eines Tags kam der Willert auf mich zu:

"Gefreiter Lietzow, Sie sollten mal Heimaturlaub machen, Sie sind schon ein Jahr weg von zu Haus."

Urlaub, bei dem Gedanken schoß mir gleich wieder die Heirat mit Gerda durch den Kopf. Die Papiere, die wir benötigten, hätten wir nicht so schnell zusammenbekommen. Der Kontakt mit Gerda in den Briefen war jetzt inniger und öfter. Wir wollten heiraten, im Urlaub. Aber die Papiere, nein, jetzt konnte ich noch keinen Urlaub machen. Es wurde Juni, und wieder sprach mich der Willert an. Ich sollte unbedingt nach Hause fahren, so lange war ich schon unterwegs.

"Sie bekommen Heiratsurlaub, nun fahren Sie man, Gefreiter Lietzow", seine Stimme klang herzlich und aufrichtig. Doch die Papiere waren nicht beisammen. Ich beschloß, trotzdem zu fahren. Die Freude war groß. Aufgeregt packte ich meinen Kram zusammen.

Dann war es soweit. Von Narvik aus rollte die Erzbahn noch ein paar Kilometer durch Norwegen, dann ungefähr 42 Stunden durch Schweden, bis zur Stadt Trelleborg. Weiter ging es über Saßnitz, Stettin und Danzig in mein Heimatdorf. Die Aufregung war perfekt. Die Familie überschlug sich vor Freude, vor Umarmungen konnte ich mich kaum retten. Das schönste Wiedersehen war natürlich mit Gerda. Sie sah gut aus, ein wenig abgespannt.

Nach der herzlichen Begrüßung hatten wir endlich Zeit für uns, um danach über unsere Zukunft zu reden. Der Gedanke an eine Ferntrauung wurde geboren. Sobald alles mit den Behörden geregelt war, wollten Gerda und ich, sie in der Heimat, ich in der Ferne, heiraten. Doch es kam anders.

Zurück aus dem Urlaub, nach vierzehn Tagen, überraschte mich der Hafenkaptän Heinemann mit einem Fernschreiben aus der Heimat.

"Nachricht von Ihrer Verlobten, Gefreiter Lietzow, hier, bitte."

Ich traute meinen Augen nicht. Ich las < Ferntrauung kommt nicht in Frage STOP! Wir warten STOP! Deine Gerda > Ich war enttäuscht, hatte ich mich auf eine Ferntrauung doch so gefreut.

Die nächste Zeit hatten wir hier in Harstad einen guten Job. Angeln, da kannte ich mich ja bestens aus, wurde zu einem Freizeitsport. Den Heinemann mußte man zu nehmen wissen, dann war er gar nicht übel. Bei einer Wachablösung am Hafenkai wechselte oft das geladene Gewehr den Besitzer, was strengstens verboten war. Dies sah nun der alte Heinemann und donnerte auf uns zu:

"Sie beschnuppern sich ja wie die Hühner, das ist doch keine Wachablösung, das üben wir dann mal."

Was folgte, war ein paarmal im zackigem Schritt die Ablösung üben. Das war alles. Im Herzen ein guter Mensch, der Heinemann. Ich begann, mich mit diesem schönen Teil meiner Kriegsreise abzufinden, da kam die schlechte Nachricht. Unsere Gruppe wird abkommandiert nach Oslo in ein Auffanglager, für weitere Einsätze. Man schrieb September 1942. Im Oktober dann die freudige Nachricht aus der Heimat. Die Papiere sind vollständig. Gerda und ich konnten heiraten. Zum Erstaunen vieler Kameraden bekam ich Heiratsurlaub. Lag das an meinen treuen Augen, wenn ich jemanden ansah und um etwas bat? Gedanken an den Schlachter Krause und die Wurst stiegen in mir hoch. Damals gab er sie mir auch ohne Geld.

Noch in der Nacht vor meiner erneuten Abreise in die Heimat, erlebten wir einen verheerenden Angriff aus der Luft. Die ganze Nacht lagen wir wach und zitterten vor Angst. Endlich Morgen, die Angriffe hatten ein Ende. Wieder saß ich im Zug in Richtung Heimat. Ein zufriedenes Gefühl durchströmte mich.

In diesem Gefühl der Zufriedenheit fiel mir das alte Danziger Fischerlied ein. Sofort fing ich an, es vor mich leise hinzusingen.

"Ein armer Fischer bin ich zwar,  
verdien mein Geld stets in Gefahr,  
doch wenn Feinsliebchen am Ufer ruht,  
dann geht das Fische, Fische fang'n  
noch mal so gut."

Ich konnte noch nie gut singen, so daß ich nur vor mich hinsummte. Ein schönes Lied, ich mochte es. Die Fahrt in den Urlaub dauerte ungefähr 36 Stunden, und führte über Helsingborg und Helsingör. Ein Wiedersehen, wie ich es schon kannte, ließ mich den Krieg für 11 Tage fast vergessen. Die Heiratspapiere waren vollständig. Gerda hatte alles gut vorbereitet. Zu Hause wurde für die kleine Feier gerichtet. Unser Nachbar und Standesbeamter, Herr Bansemer, war aufgeregter als wir. Und das soll schon was heißen. Mit der Kutsche des Bauer Mittrich, sie war schwarz, fuhren wir zum Standesamt von Nickelswalde. Dabei fielen mir die rostigen Nägel ein, die uns der Bauer damals für den Bau einer Krippe gegeben hatte. Sein Sohn steuerte die Kutsche. In seiner braunen Uniform mit einem Hakenkreuz sah er schrecklich aus. Aber kutschieren konnte er gut. Gerda neben mir sah gut und zufrieden aus. Als wenn es unsere letzte Fahrt zusammen sein würde, sprach sie auf einmal von der Kindheit. Sie zählte die ganzen Menschen auf, mit denen sie die Kindheitsjahre verbracht hatte. Da waren besonders Evchen und Elli. Die beiden, und noch einige mehr, seien ihr besonders ans Herz gewachsen. Ich hörte zu, denn Gerda gefiel es nicht, wenn man sie unterbrach.

Herr Bansemer verheiratete uns mit zittrigen Händen. Vielleicht war er uns zu vertraut. Ich trug die mir inzwischen vertraute Marineuniform. Er überreichte uns das Buch "Mein Kampf". Gelesen habe ich es nie. Am Nachmittag dann ging's in die Kirche. Es war schön und ein wenig romantisch, als wir am 11. Oktober 1942 von Pastor Treichel, mitten in den Kriegswirren, getraut wurden. Leider waren Schwager Otto und Emmy, meine Schwester, nicht dabei. Emmy hatte zwei Tage zuvor einem kleinen Mädchen, namens Erika, das Leben geschenkt. Zu diesem Zeitpunkt war Otto in Kriegsgefangenschaft in Italien. Erinnerungen meiner Mutter wurden in ihr wachgerufen und erzählt. Auch ich bin ja ohne die Anwesenheit meines Vaters auf die Welt gekommen, allerdings im ersten Weltkrieg. Cousinen, Nachbarn und Verwandte nahmen dann auch abends an der kleinen, bescheidenen Hochzeitsfeier teil. Meta und Albert Manday, auch sie waren da. Es war eine schöne Feier. Nur Gerhard, mein Neffe, nörgelte etwas an der Hühnersuppe herum. Ich sagte nichts.



*Unsere Hochzeit - ein glückliches Paar - 11. Oktober 1942*

Endlich waren Gerda und ich verheiratet. Wir schwebten im siebten Himmel, wenn auch mit bitterem Beigeschmack. Denn am 15.10.1942 ging's wieder in den Krieg nach Oslo. Das Reisen hatte ich langsam satt. Wenn dieser verdammte Krieg einmal zu Ende gehen sollte, dann wollte ich nie mehr verreisen. Nur zu Haus, ein Heim, eine Frau und wer weiß, vielleicht auch mal Kinder, eigene Kinder lieben dürfen. Das war mein Wunsch, ein ganz normaler Wunsch, wie viele Menschen hatten ihn in diesen Jahren. Wir mußten Geduld haben, aber irgendwann würde es soweit sein, das spürten wir, Gerda und ich.

Der Abschied verlief wie immer, sehr tränenreich. Das schöne Gefühl, jemandem zu gehören, verheiratet zu sein, war bei Ankunft in Oslo wie weggeblasen. Wieder machte ich eine sehr, sehr schmerzliche Erfahrung. Ich war traurig, und mein Herz wurde schwer. Bernhard Gabriel, Herbert John und Bruno Kull waren abkommandiert worden. Die Kameraden aus Nickelswalde, mit denen ich so verbunden war. Durch Beschäftigung und Arbeit versuchte ich, mich wieder auf andere Gedanken zu bringen. Es gelang mir nur teilweise.

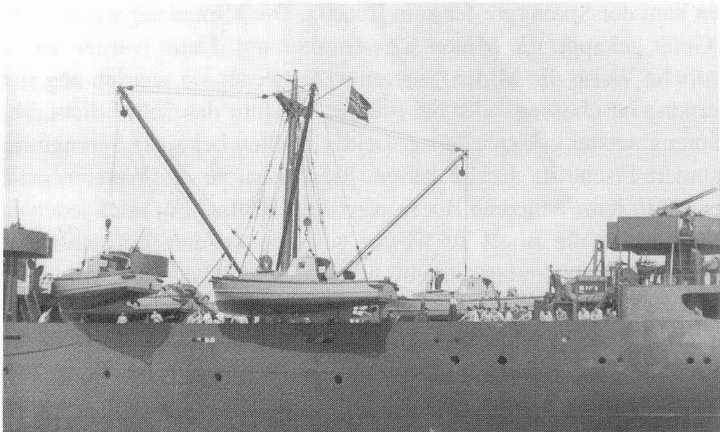


In den nächsten vier bis fünf Wochen mußten wir die Schiffe im Hafen mit Torpedofangnetzen versehen. Die Netze wurden über die Schiffe gespannt, um sie vor Luftangriffen zu schützen. Eine nicht ganz leichte Aufgabe. Danach wurden wir abkommandiert ins Lager nach Moss, dreißig Kilometer südlich von Oslo, am wunderschönen Oslofjord. Eine herrliche Landschaft zeigte sich vor unseren Augen. Nun bekamen wir auch unser eigenes Schiff: Minenräumschiff 25 wurde meine nächste Heimat. Von einem Luftwaffenlager aus fuhren wir in die nah gelegene Werft, wo unser neu gebautes Schiff auf uns wartete. Der Rohbau stand, nur die Ausrüstung fehlte noch. Nun lernten wir das Schiff in allen Einzelheiten kennen, um gut und sicher mit den Gerätschaften umgehen zu können. Eine interessante Sache, die mich ein bißchen vergessen ließ. Im April 1943 sollte nun das Schiff in Dienst gestellt werden.

"Wir machen erst einen gemeinsamen Kirchgang, meine Herren, vorher wird das Schiff nicht getauft und zu Wasser gelassen",

befahl der stolze Kommandant. Also wurde Kirchgang verfügt. Mich störte es nicht. Gedanken an meine Heirat machten sich breit. Ich dachte an Gerda. Eine feierliche Rede des Kommandanten, Funktionsverteilung auf dem Achterdeck, unser Schiff war in Dienst gestellt. Die Deutsche Kriegsmarine hatte ein weiteres Schiff. Anfangs an der Flak eingeteilt, bemerkte die Schiffsführung sehr schnell meine Unlust.

"Gefreiter Lietzow, Sie sind doch Fischer und der See sehr verbunden? Hätten Sie nicht Lust, Mitglied einer kleinen Bootsbesatzung zu sein?"



*Unser Minenräumschiff „Leopold“*

Der 1 WO drückte sich sehr vornehm aus. Er hatte bestimmt die höhere Schule besucht.

„Sehr gerne, 1. WO, rudern und pullen habe ich gelernt!“, erwiderte ich. Als Steuerer mit Maschinist und zwei Kameraden besetzten wir ein Boot zu viert. Es war das Boot Nummer 16. Im Fjord von Oslo übten wir gemeinsam mit anderen Booten das Formationsfahren. Bald ging es nun, zusammen mit U-Booten und Geleitschiffen, in die See. Viele an Bord hatten zu kämpfen mit der schweren See. In Stavanger angekommen, wurde den Landratten aus dem südlichen Deutschland so übel, daß sie erst einmal das gesamte Oberdeck mit Erbrochenem abdeckten. Viele wollten auf der Stelle sterben, taten es dann doch nicht. Als der 1 WO die Bescherung sah, schrie er herum, nun bemerkte man auch seine höhere Schulbildung nicht mehr:

"Es gibt keine warme Mahlzeit, bevor das vollgekotzte Schiff nicht sauber-geschrubbt ist. So eine verdammte Sauerei."

Das Deck wurde geschrubbt. Alle halfen mit, auch die Gesunden. Schließlich wollten alle schnell etwas zu essen.

Hier in Stavanger und Bergen begann nun unsere Arbeit in der Norwegischen See. Nach ein paar Wochen wurden wir wieder verlegt, und zwar nach Tromsø, genannt Paris des Nordens. Hier begann nun wirklich der Ernst des Lebens, wie so sprichwörtlich gesagt wird, wenn die Arbeit kein Vergnügen mehr bereitet. Die Räumung der Minenfelder war keine ungefährliche Sache, sie forderte jedem von uns alles ab, psychisch wie körperlich. Von hier aus unternahm unser Schiff Kontrollfahrten. Bei der Gefahr von feindlichen Minen kam der Sprenggreifer zum Einsatz. Die Minentaue wurden mit diesem Gerät gekappt, die Minen schwammen auf. Dann wurden auf unterschiedliche Weise die Minen gesprengt. Entweder sie wurden aus sicherer Entfernung beschossen, oder bei ruhiger See fuhr das Schiff dicht ran, und der Sprengmeister entschärfte sie. Leider mußten bei einer Sprengung einige hundert Fische ihr Leben lassen. Sie kamen an die Wasseroberfläche. Unser Schiff hatte achtzehn Boote, also neun Rotten. Für mich jedesmal ein Erlebnis, wenn alle Boote zu Wasser gelassen wurden. Formationsfahrten waren nicht einfach und mußten oft geübt werden. Hier galt es, die Flaggen-sprache zu beherrschen, sonst hatte man nicht gut lachen. Befehle vom Mutterschiff mußten schleunigst wiederholt werden. Zeit zum Nachschlagen in dem mitgeführten Buch hatte ich nicht, denn das war meine Aufgabe als Bootssteuerer. Ein Boot richtig und gut zu steuern, hatte ich von klein auf gelernt. Ich dachte an Erich Klawitter, er war es damals, der mir das Steuern zuerst beibrachte.

Als kleiner Matrose bekam man nicht viel von dem mit, was draußen in der Welt so passierte. Die Zeit verging, die Beschäftigung wiederholte sich dauernd. Am schlimmsten für mich waren die Stunden, in denen wir in voller Ausrüstung und mit Schwimmweste auf der Koje liegen mußten. Die Feindfahrten, ich haßte sie. Und sie waren nicht selten. Gott sei's gedankt, unser Schiff wurde nie vom Feind getroffen. Auch bei den Geleitfahrten im Nebel hatten wir alle ein recht unangenehmes Gefühl in der Magengegend. Der Ausguck hatte ständig per Telefon an die Brücke den Abstand der Schiffe zu melden. Radar oder modernes Gerät zur Schiffsortung gab's ja noch nicht. Die Winter waren lang und kalt in Norwegen. Einmal, im dichten Schneetreiben, wurden wir von dem Truppentransporter, einem Achttausendtonner, der "Luise Leonhart", gerammt. Eigentlich war es umgekehrt. Wir rammten die "Luise Leonhart". Unser Spargel vorn am Bug war völlig verbogen und ein Stück sogar abgebrochen. Ein Spargel ist ein Baum, drehbar an Deck gelagert, zum Eigenschutz gegen feindliche Minen. Entsprechend befestigte Taue und Seile bewirkten ein seitliches Wegschwimmen der vorhandenen Minen. Unser LI (Leitender Ing.) gab spontan zur Brücke durch, er war immer für einen guten Scherz zu haben: Leopold, so hieß unser Schiff, hat sich bei Luise den Spargel abgebrochen. Für diesen doch so harmlosen Witz bekam er drei Tage Arrest vom Kommandant. Jaeck, so hieß unser Chef, kannte da kein Erbarmen. In dieser Situation einen solchen Witz zu machen, hielt er für unmöglich. Jeder von uns hatte da so seine Erfahrung gemacht mit der Führung. Auf einem Wachgang, ich ging gerade Backbordwache, heißt es plötzlich vom WO:

"V- Boot klarmachen, der Kommandant will an Land."

In aller Eile wurde unser Boot klargemacht und zu Wasser gelassen. Einen Tag vorher hatte ich das Boot überholt und gereinigt. Dazu wurden auch die Backskisten entleert. An Bord piff man "Seite" als der Chef das Schiff verließ, und im Boot schrie ich dann "Achtung", als er mein Boot betrat. Ein paar hundert Meter vom Mutterschiff entfernt, blieb plötzlich der Motor stehn. Unser Heizer stand recht ratlos davor und brachte ihn auch nicht zum Laufen.

"Na los, Lietzow, signalisieren Sie zum Schiff, wir brauchen ein zweites Boot",

donnerte der Chef los.

"Jawohl",

schrie ich respektvoll zurück. In den Backskisten kramend wurde mir schnell klar, daß ich die Signale und Lampen vergessen hatte.

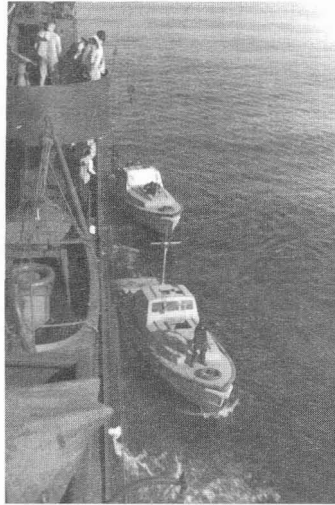
"Herr Kommandant, sie sind nicht da, ich mach`s mit der Hand, ich gebe einen Winkspruch durch."

Er war wütend und sprachlos zugleich. Aber auch die Flaggen waren nicht da. Ich versuchte nun heimlich mit der Hand Signale zu unserem Schiff zu übermitteln. Der Alte sah es.

"Wenn Sie einen Winkspruch abgeben, dann nehmen Sie gefälligst auch die Winkflaggen."

Ich mußte gestehn:

"Die sind nicht da."



*Klarmachen der V-Boote*

Ein Rapport war fällig. Das Mutterschiff schickte nun ein zweites Boot, und der Alte stieg hinüber. Wir waren froh, ihn erstmal los zu sein. Wieder an Bord, fragte unser 1. WO, der Grübel, was los war. Als er hörte, der Tank war leergefahren, machte der Heizer auch eine Reise zum Rapport. Nach meinem Empfinden war die Schiffsführung sehr kleinlich und viel zu genau. Aber es war ja noch Krieg.

In Bergen, im Hafen, wäre mein Leben beinahe zu Ende gewesen. Es passierte einen Tag vor einem erneuten Urlaub, denn ein Jahr war schon wieder vergangen. Gerade hatten wir ein paar von unseren Kameraden an Land gebracht und steuerten unser Schiff an. Festgemacht an der Backspier, wollte ich an der Fallrepp aufs Schiff. Eine Hand griff daneben, und ich landete im kalten Wasser. Die schweren Klamotten zogen mich zusehends

nach unten. Die Bordwand greifen war unmöglich, sie war viel zu hoch. Meine Gedanken flogen sofort nach Haus zu Gerda, mein Urlaub, mein Leben, ich hatte wirklich Angst um mein Leben. Ich schluckte viel Wasser, einen Schrei brachte ich nicht hervor. Meine Kameraden unten im Boot hatten den Vorfall nicht bemerkt. Mein Lebensretter war ein vergessener Fender, der außenbords hing. An ihm konnte ich mich schließlich festhalten. Ich klopfte, so laut ich konnte an die Bordwand. Die Kameraden im Boot hörten es und zogen mich schnell ins Boot zurück. Gott sei Dank, ich lebte! Später kam dann eine Anordnung heraus, wonach eine Wache zusehen mußte, wenn jemand das Boot verließ. Dieser Unfall hatte einiges bewirkt. Am nächsten Tag konnte ich dann endlich wieder in die Heimat und meine Liebsten besuchen.

Es war mein letzter Urlaub bis zum Ende des Krieges. Vier Wochen vor der Kapitulation ging unser Dieselöl zu Neige. Damit, der Vollständigkeit halber, begann nun auch noch eine Landausbildung. Panzerfaust, Geschütze, ich verstand die Welt nicht mehr. Wann endlich ging dieser Krieg zu Ende? Am Tag der Kapitulation kamen die Engländer und wollten mit ihren Schiffen an den Kai. Wir mußten auf Reede, es war zu wenig Platz für alle. Der Sieger hatte das Sagen.

In dieser Zeit bekam ich einen Brief von meiner lieben Schwester Hertha aus der Heimat. Anfangs voller Freude, mal wieder etwas aus der Heimat in Händen zu halten, wandelte sich mein Frohsinn jedoch sehr schnell. Ich merkte an der Schrift und an der teilweise verwischten Tinte, wohl durch Tränen verursacht, daß es der Hertha sehr schwer fiel, mir diesen Brief zu schreiben. Es war ein Abschied aus der ihr liebgewonnenen Heimat, aus ihrem Dorf, von den Menschen. < Heinz, lieber Heinz, es geht dort drunter und drüber. Ich möchte Dich nicht beunruhigen, aber ein Leben ist zu Hause beinahe unerträglich geworden. Gerda und unseren Eltern geht es soweit ganz gut. Du fehlst ihnen. Mein Karl, ja, er hat es schwer in seiner Position. Er mußte dort bleiben. Wie Du siehst, schreibe ich Dir nicht aus unserer Heimat, sondern aus einem Dorf in Schleswig-Holstein. Die Flucht mit den Kindern, sie war schrecklich. Ich wohne seit dem 28.01.1945 jetzt hier: Norgaardholz, Du wirst es nicht kennen. Heinz, wenn Du lebst und diese Zeilen Dich erreichen, wäre ich übergücklich. Wo ist die schöne Zeit? Viele, viele Menschen verlassen unsere Heimat und müssen sich in der Fremde zurechtfinden. Für die älteren unter ihnen ein schweres Schicksal. Viele Familien sind durch den Krieg auseinandergerissen worden. Viele meinen, der Krieg sei bald vorbei. Hoffentlich! Die vielen Toten.

Die Zukunft sieht düster aus, und trotzdem wünsche ich mir so sehr, uns alle vereint zu sehen. Wenn Gott will, werden wir uns wiedersehen. Hier meine genaue Adresse in Norgaardholz... >

Den Brief, ich las ihn zwei, drei mal. Wie im Traum las ich diesen Brief zwei, drei mal. Meine Gefühle sagten mir nun, Heinz, weine. Danach ging es ein bißchen besser. Hertha in - wie hieß das Dorf nun noch gleich - ich suchte diesen Abschnitt im Brief, ach ja, Norgaardholz. Vor meinem Auge zogen Bilder aus meiner Heimat Nickelswalde vorbei. Durch den Remppler eines Kameraden wurde ich in die Wirklichkeit zurück geholt. Er war Flensburger und erzählte mir dann, Norgaardholz liege nahe an Steinberghaff am Wasser.

"Ach ja",

sagte ich, obwohl ich gar nicht wußte, wo dies Steinberghaff lag.

Nach ein paar Tagen auf Reede liegend, wurden die Kriegsflaggen und Führerbilder eingesammelt. Dafür wurde unser Schiff mit der Alliiertenflagge, der internationalen Signalfolge "Z" ausgerüstet. Die alten Flaggen bekamen ein Grundgewicht und wurden sofort über Bord geworfen. Somit standen wir im Dienste der Allianz und mußten Minen räumen. Die Geschütze an Deck sowie die Munition an Bord brauchten wir nicht mehr. Sie wurden unbrauchbar gemacht. Mir war's recht. Zwei Monate vergingen schnell, weil wir gut ausgelastet waren mit der Minenräumung. Ende Juli hieß es dann, das Stammpersonal und die Bootsbesatzung mußte an Bord bleiben, alle anderen sollten an Land. Ich hatte die Nase voll vom Krieg und war mutig genug, den Kommandanten zu fragen:

"Herr Kommandant, ich würde gern aussteigen, vielleicht komme ich dadurch eher nach Hause."

Mit einem für ihn ungewöhnlichen, kameradschaftlichen Lächeln im Gesicht nickte er mir jasagend zu, aber nur, wenn ein anderer dafür meine Aufgaben übernehmen kann. Da wir an Bord alles zu essen hatten und gar nicht so schlecht lebten, fand sich schnell ein Junggeselle ohne Angehörige, der meinen Posten an Bord übernahm. Ich war ihm sehr dankbar.

Der Abschied von den Kameraden viel mir schwer, zumal wir uns aneinander gewöhnt hatten, und zum Teil echte Freundschaften entstanden waren. Ein guter Freund war zum Beispiel Hans Niederstadt aus Iserlohn, er blieb an Bord. Eine Woche später bekamen wir eine schreckliche Nachricht. Unser Schiff war zwischen Haarstadt und Narvik in der norwegischen See gesunken. Hans überlebte und erzählte uns, daß wohl jemand einen Sprengkörpersatz in dem dafür vorgesehenen Kasten, in Höhe der Wasserlinie, angebracht und zur Zündung vorbereitet hätte. Wer hatte schon Lust, noch zwei Jahre Minen zu räumen? Fünfzehn Mann gingen mit dem Schiff unter,

das innerhalb von nur zehn Minuten gesunken sein soll. Darunter auch der Fischer, der für mich freiwillig an Bord geblieben war. Ich war traurig, wie so oft in diesen Jahren. Herr Gott, mach, daß der Krieg, dieser widersinnige Krieg, zu Ende geht. Er war zu Ende, und doch mußten noch so viele sterben. Auch anderswo, in anderen Kampfgebieten.

Bei uns in der Reservation hatten wir in einem Umkreis von ca. einem Kilometer freie Bewegungsfläche. Neben den gewohnten Lagerarbeiten durfte ich mit einem Fischer aus Saßnitz jeden Tag angeln. Verhaltene Freude stieg in mir auf. Wasser, fischen, wenn auch nicht ganz so wie an der Weichsel. Immer wieder dachte ich an Nickelswalde. Hier in der Gefangenschaft ließ es sich wohl aushalten, denn ich hatte schon Schlimmeres durchgemacht. Genügend Fleisch gab's auch. Einige fragten sich, wo das viele Fleisch herkam. Dann kam es durch Plaudertaschen ans Tageslicht: Es war Pferdefleisch. Obwohl die Mahlzeiten bis zu dieser Nachricht sehr gut waren, schmeckte mir das Essen jetzt überhaupt nicht mehr.

In diesem Lager blieben wir ungefähr einen Monat. Mit der "Poseidon" sollten wir dann nach Deutschland gebracht werden. Ich dachte, es wäre Weihnachten und Ostern auf einen Tag. Sogar unsere Seesäcke wurden mit einem LKW zum Hafen gefahren. Wer nicht richtig laufen konnte, durfte hinten auf der Ladefläche Platz nehmen. Die "Poseidon" brachte uns nach Bremerhafen. Doch nun wieder die schon bekannte schlechte Behandlung. Die Amis warteten auf uns, ich nehme an um uns zu schikanieren. Erst einmal durchwühlten sie die vollen Seesäcke nach brauchbaren Sachen. Halbleer warfen sie uns die Säcke vor die Füße. Prügeln war bei denen angesagt, die sich zu widersetzen wagten. Hier wehte ein Wind, den ich nicht mochte. Wieder machte sich an Land meine mir inzwischen gewohnte Seekrankheit breit. Mein Magen drehte sich förmlich. Oder war's das Pferdefleisch?

Am nächsten Tag wurden wir in Eisenbahnwaggons gepfercht und begannen eine mehrtägige Reise ins schwäbische Ländle, nach Heilbronn. Auf den Bahnhöfen durften wir sogar frische Luft einatmen. Die Türen schoben sich kreischend auf. Mitfühlende Frauen des "Roten Kreuzes" gaben uns ein bißchen zu essen. Wie geht es wohl Gerda in der Heimat und all den anderen? In Heilbronn öffneten sich wieder die Türen und eine schlechte, stickige Luft, obwohl inzwischen November war, schwallte mir entgegen. Wie konnte man hier nur leben, in so einer schlechten Luft? Meine See an der Danziger Bucht, ich vermißte sie. Auf dem Bahnhofsvorplatz mußten wir antreten, wobei schon einige von uns ihre Schwierigkeiten mit der Orientierung hatten. Die Reise war anstrengend und mühselig gewesen. Im Laufschritt, zermürbt und ausgebrannt, mehr stolpernd, hasteten wir durch die

Straßen von Heilbronn. Wer nun seinen Seesack nicht allein tragen konnte, hatte gar keinen mehr. Er wurde ihm weggenommen. Für unseren armseligen, mutlosen Haufen waren die vier Kilometer in das Lager, nahe am Stadtrand, eine Tortur. Ein riesengroßes Lager erwartete uns. Zelte, Zelte, Zelte, nichts als Zelte waren zu sehen. Dicht an dicht standen sie und dienten den Gefangenen als "Hotel". Unser "Hotel" mußte noch erbaut werden. Das Material wurde uns vor die Füße geworfen.

"Hier, ihr Pack aufbauen, aber zack",

fuchtelte einer mit den Armen. Er mußte etwas zu sagen haben. Sein Gehabe gefiel mir nicht, und trotzdem hatte auch dieser Schreihals seine guten Seiten. Das Bauen von Zelten war uns fremd. Wir hatten keine Ahnung, wie das ging. Hilfesuchend fanden wir schließlich ein paar Männer, es waren sudetendeutsche Gebirgsjäger, und im Nu standen die "Hotels". Der kahle Lehm Boden in den Zelten war hart und kalt. Achtzig bis einhundert Mann fanden hier eine Behausung.

Jeden Morgen um Punkt fünf Uhr war Wecken. Dann hieß es durchzählen, denn in jeder Nacht gelang es einigen, aus dem Lager zu flüchten. Wohin wußte niemand, das wußten die Flüchtenden wohl selber nicht. Die Zählung dauerte manchmal bis zu zwei Stunden. Das Frühstück wurde anschließend serviert. Ein Brot für zwölf Mann. Ab und zu rote Beete. Dann gammelten wir den ganzen Tag so vor uns hin. Keine richtige Arbeit, nur trostlose Gedanken in Richtung Zukunft. Wie vielen im Lager, ging es auch mir jeden Tag mieser. Mit Gebeten hielten wir die Hoffnung aufrecht, doch irgendwann wieder nach Haus zu kommen.

Nach vierzehn Tagen dann hieß es: Versehrte und Minenräumer raustreten. "Mensch, Heinz, da gehören wir auch zu."

Ernst Heynitz stieß mich an, und wir bewegten unsere geschwächten Körper ins Freie.

"Ja, da gehören wir auch zu",

entgegnete ich recht leise. Draußen wurden unsere Soldbücher zerrissen, nur ein Bild von uns ließen sie. Am nächsten Morgen das gleiche Schauspiel, doch nun wurden wir gefragt, ob wir bei unserer Entlassung ein Ziel hätten. Ich gab spontan Danzig an.

"Da sind die Polen, da kommt ihr nicht hin",

klärte uns ein Uniformierter in schlechtem Deutsch auf.

"Wenn ihr keinen anderen Ort habt, wo ihr hinfahren könnt, müßt ihr hierbleiben."

Da fiel mir Herthas Brief ein, den sie mir in den letzten Tagen nach Norwegen geschrieben hatte. Wie hieß das Dorf doch noch gleich? Richtig, Norgaardholz. Ich gab Norgaardholz an, obwohl ich da nicht hinwollte. Was



sollte ich in Schleswig-Holstein, aber egal, erst einmal weg vom Lager. Dann endlich führte man uns aus dem Tor vor das Lager. Rote-Kreuz-Schwester warteten schon auf uns und begleiteten uns in ein Pastorat, unweit des Lagers. Warme und herzliche Worte spendete nun der Herr Pfarrer Zimmermann. Was blieb ihm? Aber es tat uns allen gut.

Nun teilte man uns mit, daß wir die Möglichkeit hatten, mit Zügen die Stadt zu verlassen. Vier Züge sollten am Bahnhof bereitstehen. Einen Apfel und ein Brot bekam jeder noch liebevoll in die zittrige Hand gelegt.

"Ihr müßt innerhalb von vierundzwanzig Stunden mindestens Hundert Kilometer weg sein, schafft ihr das?"

Der Pfarrer schüttelte noch jedem die Hand und wünschte "Gott segne Euch". Jetzt wußte ich, der Krieg hatte ein Ende.

## Die Flucht

So schnell unsere müden Beine es wollten, liefen wir zum Bahnhof. Der Herr Pfarrer hatte die Wahrheit gesagt, warum auch nicht. Es standen vier Züge auf dem Bahnhof zur Abfahrt bereit. Ein hastiges Gedränge setzte ein, denn jeder wollte so schnell wie möglich in die Heimat. Der Zug nach Norden, das war der richtige für mich. Mein Gott, wird es wirklich wahr? Ich fing an, mich zu freuen, und Gerda...? Glauben konnte ich es erst, als der Zug tatsächlich mittags um zwölf Uhr anrollte. Wenn auch nicht nach Danzig, aber nach Norden. Wieder in diesen Waggons zusammengepfercht, wir kannten es ja schon, rollten wir, wenn auch langsam, gen Norden. Der Freifahrtschein für die Zugfahrt war auf insgesamt vier Wochen ausgestellt. In den Zügen herrschte dichtes Gedränge, sodaß man kaum Luft bekam. Die meisten der Reisenden waren geschwächt. Bilder, die man nicht gut beschreiben kann, spielten sich vor meinen Augen ab. Menschliche Schicksale, wir halfen uns alle gegenseitig, so gut jeder konnte. Freundschaften wuchsen hier innerhalb einer Stunde und hielten wohl dann ein Leben lang, wenn nicht der Tod vorher einen Leidenden erlöste.

Nach ein paar Stunden machte der Zug eine Pause und für die Menschen hieß es jetzt austreten, endlich mal wieder im Freien. Nachmittags um vier fuhr der Zug dann sowieso nicht mehr. Genügend Zeit, um in den entlegenen Dörfern bei irgendeinem Bauern um Nahrung zu bitten. Meistens waren sie uns freundlich gesonnen. Oftmals wurde gleich alles aufgegessen, denn die anderen im Zug hatten ja auch Hunger. Einige aber brachten den gebrechlichen und geschwächten Zuginsassen etwas zu essen mit. Menschliches und unmenschliches Verhalten hielten sich die Waage in dieser schweren Zeit.

Selber mußte ich dies erfahren, als ein Mitfahrer mir tatsächlich im Schlaf meine Stiefel stehlen wollte. Gerade noch rechtzeitig, erwachte ich und entriß ihm wieder meine kostbare Schuhbekleidung.

Die Nächte im Zug waren schlimm und nagten an dem, was der Mensch im Stande war aufzunehmen. Der Verstand wurde hier auf eine harte Probe gestellt. Zur Ruhe kam man selten. Viele schrien im Schlaf, von den Träumen geführt. Erst eine saftige Ohrfeige holte sie in die Wirklichkeit zurück. Lang, kalt und dunkel waren die Nächte im Zug der Hoffenden.

Nach einem Ausflug, suchend nach Nahrung, gerade noch auf den anfahrenden Zug springend, mußten Ernst, Kurt und ich auf dem Tankwagen die Fahrt fortsetzen. Bei einer Unterführung hieß es dann: aufgepaßt Kopf ein-

ziehen. Ein kräftiger Schnupfen war das Ergebnis. Beim nächsten Halt krochen wir wieder in den Waggon.

Drei Tage waren vergangen in dem stinkenden Zugwaggon. Ich wurde müde und schlief erschöpft ein. Jetzt... ich erinnere mich als wenn es gestern gewesen wäre, im Traum führten mich meine Gedanken in die geliebte Heimat. Lange Zeit hatte ich meine Gerdi nicht gesehen. War sie gesund? Wie ging es Mutter, dem Stiefvater? Die letzten Jahre, als wenn ich sterben sollte, zogen an mir vorbei... Emmy mit ihrem Otto, wo hielt Otto sich auf? Lebte er noch? Die Fischzentrale am Weichselufer hüllte sich in Schleier. Der Dampfer aus Dirschau, er tuckerte sorglos an mir vorüber. Der Kapitän, mit seiner weißen Mütze im Nacken, winkte mir zu. Opa Frenz streichelte mein Haupt, als er mich aus der Sonne holte, weil mein Kopf so brannte vom Petroleum, dem Saubermacher. Wie alt waren eigentlich die Kinder jetzt von Hertha und Karl. Heinz, Erwin und Ingrid, hoffentlich sind sie gesund? Hatte Hertha sie gar nicht erwähnt im Brief? Waren sie mit geflüchtet nach Schleswig- Holstein? Hertha würde ihre Kinder niemals allein lassen. Karl schon eher. Emmy und Otto, Gerhard und Erika rannten auf mich zu. Schnell wollten sie mir alles erzählen, was sie gerade erlebten. Wo ist Gerda? Wartet sie auf mich? Aber ja, ich kenne sie so gut. Wo war nur der Gulden, den mir Mutter gab, um beim Schlachter Krause Wurst zu kaufen...?

...ein lautes Quietschen der Bremsen und starkes Rütteln machten mich wach und holten mich in die Wirklichkeit zurück. Der Gestank wurde allmählich unerträglich. Diese Zugfahrt in den Norden zerzte an unseren Kräften, und nur die Hartgesottenen hielten durch. Die ganze Fahrt dauerte sechs Tage.

Endlich, die Zugfahrt hatte ein Ende. Das Schild auf dem Bahnsteig kannte ich ja schon, genauso wie den Bahnhof mit den Häusern rundherum. Damals waren wir unterwegs nach Norwegen und machten hier in Flensburg Station. Unsere Leidgenossen verließen den Zug so schnell, wie ihre Füße es zuließen. Eigentlich wußte niemand so richtig, wohin er gehen sollte. Ich hatte ein Ziel und das hieß Norgaardholz, wo meine Schwester Hertha inzwischen wohnte. Ernst Heynitz beschloß, mit mir nach Norgaardholz zu kommen. Kurt blieb in Flensburg, warum, wußte ich nicht. Es war ein schneller Abschied. Bekannte Straßenzüge ließen Heimatgefühle in mir aufkommen, obwohl meine Heimat ganz weit weg war. Die Kleinbahn in Richtung Kappeln wurde unser nächster Aufenthaltsort. Bis zum Ziel waren es ungefähr dreißig Kilometer. Ein Klacks, wenn man die Strecke Heilbronn - Flensburg rechnet. Die letzten fünf Kilometer mußten wir zu Fuß zurücklegen. Ein

Leichtes, denn es war Meter für Meter ein Marsch in die Freiheit, auch wenn mir es damals nicht bewußt war. Man schrieb den 28. November 1945. Angekommen in Norgaardholz, die Wiedersehensfreude, sie war überschwenglich und herzlich. Für Minuten vergaß ich alles um mich herum. Hertha stand in voller Lebensgröße vor uns und vor ihr zwei abgemagerte, in Lederjacken gehüllte, frierende Menschen. Auch Karl war jetzt da, er hielt sich aber ein bißchen zurück, warum nur? Die beiden wohnten bei Martha Müller im Mittweg, einer netten Frau, die zu helfen wußte. Bei meiner Anmeldung beim Bürgermeister Wolf fragte mich dieser tatsächlich, was ich hier denn machen wollte. Er gab mir ein Gefühl des Nichtwillkommenseins.

"Hier gibt es nichts zu fischen, hier sind genug Fischer."

Mich zog es in Gedanken sofort in die Heimat. Am Anfang wohnte ich bei Hertha und Karl. Jeder mußte sich arg einschränken, denn schließlich waren da noch die Kinder von den beiden, und manchmal gab es auch Reibereien zwischen Karl und mir. Ingrid, Heinz und Erwin vertrugen sich auch nicht immer. Aber es waren liebe Kinder. Nach der Begrüßung dachte ich sofort an Gerda in der Heimat. Ich fing an zu weinen. Die Strapazen der letzten Tage fielen ab, und ich weinte, was die Tränensäcke hergaben. Zum Wasser in der Geltinger Bucht waren es noch ungefähr zwei Kilometer, aber ganz in der Nähe führte eine Au vorbei, und man hörte es an manchen Tagen des sich Zurechtfindens plätschern. Nun berichtete Hertha von ihrer Flucht aus der Heimat, und wie sie hierhergekommen waren. Zurück konnte niemand mehr. Die Polen, wie Termiten fielen sie über das Land her. Es war schrecklich, es blieb nichts außer Flucht. Ich wäre am liebsten in den nächsten Tagen nach Hause gefahren, um meine Gerda endlich wiederzusehen. Aber nicht nur Gerda, sondern meine ganzen Angehörigen. Ich wollte sie wiedersehen. Alle aber versuchten mich davon abzuhalten. Nicht nur Hertha, auch die Menschen, die ich hier erst kennengelernt hatte. Es waren nette Menschen hier in Norgaardholz, jedenfalls kam es mir so vor. Hertha redete tagelang auf mich ein:

"Heinz, mach keinen Unfug, du kannst nicht fahren, du würdest nicht wiederkommen. Gerda kommt bestimmt nach, sie schafft es, das weiß ich. Du darfst nicht fahren, bitte."

Hertha, sie wendete all ihre Überredungskünste an, um mich zu überzeugen, und sie sollte recht behalten.

Ernst Heynitz, ihn konnte niemand halten, er wollte unbedingt wieder nach Hause in die Heimat. Er fuhr, und niemals wieder habe ich von ihm gehört. In der Heimat, in Nickelswalde, spielten sich wohl ungeheuerliche Szenen ab. Die Polen versuchten jetzt, von den Deutschen zu lernen was sie nicht

konnten, zum Beispiel das Fischen. Gerda arbeitete unermüdlich, und sorgte zusammen mit dem Stiefvater dafür, daß Essen auf dem Tisch war. Die Trennung wurde für uns beide zur Qual. Monate verstrichen, wo wir nichts voneinander hörten. Im November dann hieß es plötzlich für alle Deutschen in der Heimat, sie müßten sie verlassen. Am 10. oder 12. November 1946 war es soweit. Die Deutschen mußten raus! Am 15. November 1946, innerhalb von nur zehn Minuten, mußte Gerda ihre Wohnung und Nickelswalde verlassen. Die Jüngeren packten ein, was sie zu brauchen glaubten. Einige Ältere blieben, sie waren zu müde, und blieben für immer. Gerda packte, um zu flüchten. Was machte sie durch, arme Gerda. Sie packte ein und natürlich das, was sie hinterher nicht gebrauchen konnte, so sehr war sie durcheinander, denn die Karabiner der Peiniger waren schon im Anschlag. Was mußten die Menschen und Gerda durchleben.

Diese Zeit der Flucht prägte viele Menschen und machte sie empfindsam und sensibel. Aus der geliebten Heimat zu müssen, ging bei vielen über ihre Kräfte. Sie starben bei Gegenwehr oder wurden geisteskrank.

Gerda zog sich zwei Kleider und zwei Mäntel an. Es war November und kalt. Gebrauchen konnte man diese Sachen hinterher bestimmt noch, in der "neuen Heimat". Ältere wurden noch gefahren, aber die Jugend mußte, beinahe im Laufschrift, aus dem Dorf verschwinden. Die Karabiner im Nacken, mit einer wahnsinnigen Angst, lief Gerda in Richtung Bohnsack. Einmal wollte sie sich ausruhen und stellte dabei zwei Gläser Honig ab. Als sie die Gläser wieder aufnehmen wollte, bekam sie einen Stoß von hinten. Der Honig, der kostbare Honig, mußte stehenbleiben. Zwischendurch nahm sie ein bißchen Schnee zu sich, um Kräfte zu sammeln für die ungewiß endende Flucht. Auf der Weichsel fuhren sie nach Danzig, um hier ersteinmal richtig "gefiltzt" zu werden. Die Haare, Gerdas hochgesteckte Haare, wurden auseinandergerissen, ob noch etwas darin versteckt war. Ihren Ehering hatte sie "Gott sei Dank" auf ihren kleinen Zeh gesteckt, er wurde nicht gefunden. Nach der Entlausung bekam man nur die Kleidung wieder, die jeder unbedingt brauchte. Vom Bahnhof, Gerda kannte ihn ja schon gut vom Abschied damals, `42, verließen die Viehwaggons mit menschlichen Insassen das Gebiet, um in einer achttägigen Fahrt Thüringen zu erreichen. Nun erlebte Gerda das Gleiche, oder sogar noch Schlimmeres, wie ich es erlebt hatte, in den Zügen, in diesen mit angstvollen Menschen, den Haß in sich aufnehmenden Menschen, vollgepferchten Zügen. Angekommen in einem riesigen Lager, gab es ein wenig zu essen. Zum Sterben aber zu viel. Viele, viele wollten es, einfach sterben. Doch Gerda wollte zu mir und einfach leben, auch in Zukunft, einfach nur leben. Das Essen damals schmeckte besser als heute das kulinarischste Essen in einem Vier Sterne Hotel, wenn auch bloß

ein minderwertiges, für Flüchtlinge gerade richtiges Essen. Einige von den Flüchtlingen fielen plötzlich in sich zusammen und verschwanden auf seltsame Weise. Gerda hatte zu Haus einen Schmalzpott eingesteckt und jeden Tag einen Teelöffel gegessen. Das gab zusätzliche Kraft, die man zum Überleben brauchte. Weil sie noch keine Kinder hatte, durfte sie jetzt arbeiten und bekam sogar eine Wohnung zugewiesen. Gerda wußte aber durch die Briefe, die wir uns schrieben, daß ich in Norgaardholz bei Hertha lebte. Unbändiger Wille, der Wille, zusammen zu kommen und zu bleiben, machten in ihr innere Kräfte frei. Es gelang ihr tatsächlich, das Lager zu verlassen, an irgendeinem Tage in aller Herrgottsfrüh. Sie schlug sich durch bis zu ihren Eltern nach Eberswalde, nahe Berlin. Dort blieb sie sieben Wochen. Gerda zog es aber immer wieder in Gedanken zu mir, und ich sehnte mich so sehr nach ihr.

Sie nahm Abschied von ihren Eltern. Ihr Bruder, der Helmut, brachte sie nach Berlin. Auf der Reise nach Hamburg hütete sie Kleidung, Hab und Gut wie ein paar Millionen Mark. Immer wieder kam es vor, daß Menschen anderen Menschen alles nahmen, was sie besaßen.

In Hamburg kam Gerda mit einer Frau zusammen, die einen kleinen Jungen, etwa sechs Jahre alt, bei sich hatte. Sie kamen schnell ins Gespräch. Frau Vogt, so hieß sie, brach zuerst das Schweigen:

"Bestimmt auf der Flucht, was? Harte Zeiten, ich muß mich auch durchschlagen und will erstmal nach Flensburg."

Gerda sagte nur:

"Ich auch."

Frau Vogt plauderte weiter:

"Ja, und dann werde ich mit meinem Sohn wohl in Richtung Kappeln bis Steinbergkirche fahren. Bleiben sie in Flensburg?"

"Nein", sagte Gerda, "ich fahre auch nach Steinbergkirche."

"Und in der Nähe liegt Norgaardholz, das ist mein Ziel."

"Meins auch", sagte Gerda. Beide fingen herzlich an zu lachen. Der Junge von Frau Vogt lachte verhalten mit, denn er wußte nicht, warum.

Die Kleinbahn blieb in dem Ort Nübelfeld, kurz vor Steinbergkirche, stecken. Die Schneemassen konnte sie nicht mehr zur Seite schieben. Also mußte Gerda allein zu Fuß mit dem Wenigen, was sie bei sich hatte, durch den hohen Schnee über die unbekanntten Felder, die Ortschaft Norgaardholz ansteuern. Vier Tage und Nächte war sie von Berlin unterwegs gewesen. Dann stand sie allein, frierend, erschöpft, aber überglücklich, vor dem Haus, wo ich wohnte.

Während Gerda zu Haus mit für die Familie sorgte und später dann ihre Flucht vorbereitete, begann ich, immer hoffend auf ein Wiedersehen, in Norgaardholz zu arbeiten. So richtig konnte ich es nicht glauben. Hier soll unsere neue Heimat sein? Egal, ablenken mit Arbeit, denn auch ohne Arbeit wurde die Situation nicht besser. Am 2.1.1946 meldete ich mich in Langballigau als Fischer an. Hertha hatte, woher auch immer, viele Spulen mit Zwirn im Haus. Ich fing an, Netze herzustellen. Sie mußten nicht breit werden, denn die Au, unweit des Hauses, war schmal genug, um das Netz ohne Risiko auszulegen. Einmal hatte ich sogar an einem Tage zwei Lachse im Netz. Oft führte die kleine Au soviel Wasser, daß ein Fischen unmöglich war. Andere Arbeiten im Haus wurden dann erledigt.

Briefe gingen in die Heimat zu Gerda, und sie wurden immer brav beantwortet.

In der ersten Zeit fuhren Karl und ich aufs Wasser. Ein Boot lieh uns der Karl Krüger, ein Neffe von Herthas Karl, aus Langballigau. Ein sehr kleines Boot. Angeln wurden besteckt, und Fische gab es reichlich. Ich erinnerte mich an die Worte, damals zu Haus, von Erich Klawitter, als er sagte < Heinz, irgendwann wirst du ein eigenes Boot haben, da bin ich mir ganz sicher >. Auch fuhr ich jetzt öfter ohne Karl hinaus zum Fischen. Das Verhältnis zwischen uns war leider nicht so gut. Wir kamen aber miteinander aus. Karl arbeitete in Flensburg bei einer Reederei. Ich glaube, sie hieß "Reederei Siek". Jede Woche fuhr er mit der Kreisbahn nach Flensburg, nächtigte bei seinem Freund Hartmann, und kam am Wochenende dann nach Hause.

Ich begann sehr langsam, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, hier eine neue Heimat in mir wachsen zu lassen. Deshalb bemühte ich mich um so mehr, jedem hier zu gefallen. Bald lernte ich Karl Hammerich kennen. Er wohnte mit seiner Familie im Nordstern, direkt am Strand, von wo aus wir fischten. Mit ihm machte das Fischen Spaß, und die Zeit verging nun wie im Flug.

Im Frühjahr 1946 bezog ich dann ein kleines Zimmer, unweit von meinen Verwandten, bei Minna Henningsen. Allerdings mußte ich noch auf ein eigenes Heim (Zimmer) verzichten. Mein Mitbewohner war ein rauher Gesell. Der Herr Hoffmann, ja, es war nicht ganz leicht mit ihm. Aber ich hielt mich viel draußen und am Wasser auf, auf diese Weise hockten wir nicht ewig zusammen. Jeder hat schließlich seine Macken.

In der Geltinger Bucht lagen Schiffe der Marine und ankerten, als ich an irgendeinem der zahlreichen Tage zum Strand kam. Das Boot wurde klar gemacht, die Riemen aus dem Gebüsch geholt, in diesem Moment sprach mich jemand von der Seite an:

"He, Fischermann, kannst du mich nicht mal eben zum Schiff rudern, ich habe das Boot verpaßt. Der Alte an Bord macht Rabbatz, wenn wir nicht pünktlich sind."

Es war ein Mariner, der vom Landgang zu spät gekommen war.

"Aber klar, will bloß die Netze noch verstauen",

ich konnte ihn gut verstehen. War ja selber mal bei dem Verein. Wir sprachen einige Sätze, und dann sprang er an Bord, gerade noch rechtzeitig in der Zeit. Viele Tage lag das Schiff in der Bucht. Tage später kam ich wieder an den Strand und traute meinen Augen nicht. Das Boot war nicht mehr da. Spurlos verschwunden. Über Land, nein dazu fehlten die Spuren im Sand. Es mußte also auf dem Seeweg abhanden gekommen sein. Hatte ich es womöglich nicht richtig vertäut? Konnte ich mir nicht vorstellen. Fragen über Fragen. Unsere Existenz hing schließlich an diesem Boot. Wie sollten wir denn nun fischen? Plötzlich fiel mir der Mariner ein, der mit den zwei gekreuzten Winkflaggen auf dem Ärmel. War er es? Er hatte mich doch beobachtet, wie ich die Riemen aus dem Gebüsch zog. Mit einem geliehenen Boot fuhren Karl und ich hinüber zum Schiff der Marine und wurden auch an Bord gelassen.

"Unser Boot ist weg",

versuchte ich dem Kommandanten alles zu erzählen.

"Ich vermute, einer von Ihren Leuten hat es uns weggenommen, um ein Transportmittel zu haben."

Der "Alte" war nett, aber bestimmend, versuchte nun, uns zu beruhigen und abzuwimmeln. Er kannte mich nicht. Wenn ich etwas nicht leiden kann, so ist es Ungerechtigkeit.

"Mein Gefühl, ich vertraue ihm. Der Mann hatte zwei Winkflaggen am Ärmel. Bitte suchen Sie ihn."

Der "Alte" wurde nun unruhig. Er ließ die Besatzung antreten, um mir eine Gegenüberstellung zu ermöglichen. Ich schritt die "Front" ab. Und tatsächlich, ich erkannte ihn wieder. Zur Rede gestellt, konnte er es schließlich nicht mehr leugnen. Es tat ihm wirklich leid. Ich verzieh ihm, aber dennoch bekamen wir unser Boot nicht wieder, denn es lag schon auf dem Grund der Bucht. Der Matrose hatte das Boot hinten am Schiff festgemacht. Über Nacht war es voll Wasser gelaufen und gesunken. Nur das Tau hing noch am Festmacher. Der "Alte" versprach uns, alles komme wieder zurecht.

Am nächsten Tag lag ein neues Boot am Strand, das mir leider nicht allein gehörte. Denn auch wir hatten es ja nur geliehen.

Immer wieder dachte ich an meine Gerda, wie es ihr wohl geht. Die Tage, Wochen und Monate vergingen mal langsam, mal schnell. Mein Zeitgefühl spielte oftmals verrückt. Durch die Briefe, die mir Gerda schrieb, war ich



ein bißchen auf dem Laufenden, was sich in der Heimat, in Nickelswalde, abspielte. Gerda, meine Gerda, die Sehnsucht nach ihr wurde immer stärker und..., plötzlich klopfte es an der Tür.

"Hallo, Onkel Heinz, komm endlich zum Essen, wir warten schon auf dich, trägst du mich wieder auf deinen Schultern, bitte?"

Der kleine Erwin, ein netter Junge, er holte mich des öfteren zum Essen. Ich war heil froh, daß Hertha für mich ein bißchen Essen übrig hatte, in dieser Zeit. In der Woche war ihr Karl ja sowieso nicht da.

Es war schon Ende Januar im Jahre 1947, und der Winter hatte die Küste fest im Griff. Eine schlechte Zeit zum Fischen. Mich aufwärmend in der Stube, sah ich aus dem Fenster in die faszinierende Winterlandschaft. Das war doch... ein Kribbeln stieg in mir hoch. Ein Gefühl des Glückes durchwärmte meinen Körper. War es ein Traum oder Wirklichkeit...? Gerda stand da auf der Straße und sah sich hilfesuchend um. Sie tat mir leid, und doch freute ich mich riesig, daß Gerda diese Flucht auf sich genommen hat, um bei mir zu sein. Wir gehörten zusammen, das wußte ich schon damals, bei der Verlobung in den Wirren der dreißiger Jahre, als ich sagte, daß uns der Krieg nicht immer trennen könnte. Ihre Heimat hat sie verlassen, um bei mir zu sein, wie groß muß ihre Liebe sein. Wir waren zusammen und das war jetzt das Wichtigste. Unsere Begrüßung vor der Tür... ich kann sie nicht beschreiben. Über eineinhalb Jahre hatten wir uns nicht in die Augen gesehen. Jetzt wird alles gut! In den nächsten Stunden sagten wir nicht viel, sondern fühlten nur.

Am nächsten Tag gingen wir pflichtbewußt zum Bürgermeister Wolf, um Gerda anzumelden.

"Erst Sie, jetzt noch Ihre Frau. Wenn wir ihre Frau hier behalten, dann kommen ja auch noch Kinder, mein Gott, ne, das geht nicht, ich weiß keinen Rat, ich weiß keinen Rat."

Gerda war den Tränen nah, nach allem, was sie in den letzten Wochen durchgemacht hat, nun diese Äußerung des Bürgermeisters.

"Es gibt keinen Zuzug, also auch keine Lebensmittelmarken, das kann ich nicht machen. Dann müssen Sie erst nach Lübeck ins Auffanglager für Flüchtlinge. Ich weiß keinen Rat. Es tut mir leid."

Ich glaubte ihm nicht, es tat ihm nicht leid.

Gleich am nächsten Tag fuhren wir nach Flensburg, obwohl Gerda sich schwach fühlte. In einer "Roten-Kreuz-Baracke" bekamen wir für eine Nacht Unterschlupf. Bei der Aufnahme fragte uns der Leiter, ob wir zusammen gehören.

"Das ist meine Frau",

sagte ich ihm freundlich, glücklich darüber, Gerda bei mir zu haben.

"Das ist Ihre Frau? So eine junge Frau haben Sie, das gibt's doch nicht, stimmt das auch?"

Nach Einsichtnahme in die Papiere glaubte er uns.

Auf der Fahrt nach Peppendorf bei Lübeck lagen alle in Etagenkojen. Über zwei Tage, mit Station in Eutin, brauchte der Zug für diese Strecke nach Lübeck. In der Nacht glaubte ich an ein Loch im Dach des Zuges, denn es tröpfelte mir von oben etwas Nasses ins Gesicht. Ein "Reisender" hatte wohl eine schwache Blase, und die entleerte sich ausgerechnet jetzt, wo ich unter ihm lag. Bei dieser Ernährung, viel rote Beete, war es vielleicht auch kein Wunder. Erwacht, blickte er mich erschrocken an und entschuldigte sich, es war ihm sichtlich peinlich. Ihm übelnehmen konnte ich es nicht. Unangenehm war es trotzdem.

Das Lager in Peppendorf quoll über von Menschen. Große Baracken waren gefüllt mit Menschen, Menschen die keine Zukunft sahen. Wo war unsere? In Norgaardholz?

In der Mitte solcher Baracken stand ein Ofen, beheizt mit Holz und Kohle. Wenn man das Glück hatte, dicht am Ofen zu sitzen, mußte man sich alle fünf Minuten umdrehen, um gleichmäßig warm zu werden. Es gab Leute die waren schon ein paar Monate hier im Lager. Sie wußten nicht, wohin sie sollten. Schicksale über Schicksale. Wie gut ging es uns in Norgaardholz. Einstecken mußten alle, aber einige waren ganz besonders gestraft. Beim Mittagessen gab es nur eine Schüssel für jeden, aber ohne Löffel. Und doch ein Essen, das damals "königlich" war. Mit der Angst der Flüchtlinge wuchs auch in uns eine Furcht der Heimatlosigkeit. Ich hatte ein Zuhause, aber Gerda noch nicht. "Vorgeladen" bei einem Deutschen und einem Engländer, die Marken verteilten und den Wohnort aussuchten, versuchte ich, meine beste Waffe einzusetzen, die ich hatte, mein treues, trauriges Gesicht. Es klappte. Der Engländer sagte:

"Wo der Mann wohnt und lebt, da gehört auch die Frau hin."

Für die Tage, seitdem Gerda in Norgaardholz war, gab es nachträglich Marken. Auch mußte der Bürgermeister Wolf für eine Wohnung sorgen.

Wieder "zu Hause" wohnten wir nun zu dritt in dem viel zu kleinen Zimmer. Neun Quadratmeter war das Zimmer groß. Der alte Hoffmann kümmerte sich um nichts. Nur was wir uns zu erzählen hatten, interessierte ihn brennend. Abends ging ich los, und besorgte aus dem nahegelegenen Wald Holz für den Ofen. Gerda und ich wuchsen in dieser Zeit der Not mehr und mehr zusammen. Für den alten Hoffmann wollten wir eine Bekanntschaft suchen. Die Zeitung half uns dabei. Viele Kriegerwitwen meldeten sich. Der Tisch in dem Zimmer war voll von Zuschriften. Gerda und ich halfen bei der

Auswahl. Nach der ersten Begegnung kam er wie verwandelt wieder, und wir waren ihn bald los.

"Gerda, wir sind schon wieder zu dritt",

sagte ich, und zeigte auf eine kleine Maus im Zimmer. Schnell lief Gerda und bat bei Frau Henningsen um ein bißchen Speck, um die Maus zu fangen.

"Heinz, der schöne Speck für die Maus, nein, den essen wir allein auf."

Gerda hatte recht, er schmeckte hervorragend.

Glücklichsein beginnt zu Hause. Gerda und ich fingen an, uns ein neues Zuhause aufzubauen. Verzagen durfte man nicht. Irgendwie ging es doch weiter, auch in diesen schweren Nachkriegsjahren. Oft dachten und sprachen wir von unserer Kindheit an der Weichselmündung. Diese unbelastete Kindheit, voll von neuen Ereignissen. Schöne Ereignisse, jetzt, wo wir die andere Welt, die Kehrseite des Lebens, kannten, und daran zu wachsen bereit waren. Unser eigenes Leben, vielleicht einmal mit Kinder, aufzubauen, dafür zu arbeiten, zu schufteln, und Gott zu danken für das Leben. Sicher blieb uns zu wissen, es konnte nur noch bergauf gehen. Die Flucht aus der schönen Heimat, sie mußte ein Ende haben. Wir waren, wenn`s auch keiner sagte, innerlich bereit, alles zu tun, um unser gemeinsames Leben in einer neuen Heimat schöner, reicher und empfänglicher für die wahren Werte im Leben zu gestalten.

## Norgaardholz

Eine neue Wohnung, endlich. Wir bekamen die Nachricht von Hertha und Karl im März 1947. Im Dorf Norgaardholz, also dichter am Wasser, wurde bei Klaus Thomsen eine Wohnung frei. Die Bedingung, wir mußten mit Hertha und Karl zusammenziehen. Was blieb uns, denn Hertha und Karl würden die Wohnung nur bekommen, wenn sie ausgelastet war. Und Gerda und ich waren die "Auslastung". Größer als die bisherige, das war ein Traum. Wenn wir in unser Zimmer wollten, mußten Gerda und ich durch die gute Krüger-Stube. Ständig standen wir unter Kontrolle. Im Zimmer selber stand nicht viel. Nach ein paar Tagen kam ein LKW vorgefahren, und es wurden Möbel abgeladen. Ich sah, wie ein Mann ausstieg und freudig auf mich zuraste.

"Hallo, Heinz Lietzow, wir bringen euch ein paar Sachen, damit ihr ordentlich schlafen könnt."

Jetzt erkannte ich den Oberleutnant Grübel von Bord unseres Schiffes in Norwegen.

"Herr Oberleutnant, Sie..."

mehr brachte ich nicht heraus. Eine Geste, die ich nie vergesse. Zu dieser Zeit wohnte er in Steinbergholz. Kiel, seine Heimatstadt, war ja ausgebombt. Wie vorher ausgemessen, in das Zimmer paßten gerade zwei Militärbettstellen, ein Schrank und in die Mitte ein Tisch mit einem Stuhl. Sogar Teller, Tassen und andere Utensilien brachte er mit. Wie alte Kameraden unterhielten wir uns nun. Gerda weinte vor Freude über die "neuen Möbel". Es wurde eng im Zimmer, beide konnten wir nicht zur gleichen Zeit ins Bett gehen. Immer schön nacheinander, sonst kam man sich ins Gehege. Zwei alte Marmeladeneimer dienten nachts als Toilette, denn Krügers durften nicht gestört werden.

In dieser Zeit bekamen wir die Nachricht, das Otto endlich aus italienischer Kriegsgefangenschaft entlassen und in Kiel angekommen war. Bald zeitgleich, kam Emmy über die schwarze Grenze nach Kiel. Beide "wohnten" in ganz ärmlichen, jämmerlichen Verhältnissen das erste Jahr, auf der verrosteten "Barbara", einem Hausboot. Sie mußten Schlimmes durchmachen in dieser Zeit. Gerhard, der älteste, versuchte sich als Hilfsfischer in Kiel. Der Sommer 1947 brachte uns sowas ähnliches wie Alltag ins Haus. Jeder ging seiner Beschäftigung nach. Herthas Kinder wuchsen heran und machten viel Freude. Der Wunsch eigene Kinder zu bekommen, wurde bestärkt durch das Gefühl, eine neue Heimat gefunden zu haben. Einige Dorfbewohner

schauten uns immer noch ein wenig befremdet an. Viele aber gaben sich doch Mühe, uns, soweit wie möglich, zu helfen. Die Arbeit machte Spaß, und irgendwann wollte ich auch mein eigenes Boot besitzen, so, wie Erich Klawitter es damals an der Weichsel vorausgesagt hat. Im Herbst dann ging die Nachricht durch das Dorf: Gerda und Heinz bekommen ein Baby. Zusammen mit Karl versuchte ich aus zusammengesuchten Brettern und Latten ein einigermaßen stabiles Kinderbett zu bauen. Sicher gab es irgendwo eines zu kaufen. Doch wir waren arm, und konnten uns deshalb keins leisten.

Der kommende Winter 1947/48 war sehr streng. Für den alten Hausbesitzer, Klaus Thomsen, eine harte Zeit, denn er war krank. Zum Heizen gabs nichts. Jeden Tag durfte ich für ihn einen Ast von dem schönen Apfelbaum absägen und Ofenfertig machen. Ohne eine richtige Säge ein hartes Stück Arbeit. Ein paar Zweige zweigte ich dann für unseren Ofen ab. Gerda mußte es warm haben, jetzt, wo sie schwanger war.

"Ich werde bald sterben, bring mich zum Haff, schlag ein Loch ins Eis und dann..., bei dem Winter schafft ihr es nie zum Friedhof nach Steinbergkirche."

Der "Alte" wußte genau, wann er sterben sollte.

"Es werden noch drei weitere mit mir sterben in diesem Winter", sagte er immer. Und er behielt recht. Als er starb, mußte Hertha seinen Kopf festhalten, damit Schwager Karl ihn noch einmal rasieren konnte. Ein makabres Bild. Sofort wurde ich an den Tod meines Vaters erinnert, als ich vier Jahre alt war. Meine Augen wurden feucht.

Nach seiner Beerdigung gab es ein "Festessen". Seine Wirtschafterin schlachtete zwei Hühner, und bereitete eine Hühnersuppe zu. Für mich eine Tortur, ich mag nämlich keine Hühner. Aber sie gab uns die Kraft, die wir brauchten, also schlang ich sie hinunter.

Der Winter hatte es in sich. Wir hatten Mühe, das Zimmer warm zuhalten. Für Gerda, in ihrem Zustand, natürlich wichtig, sie mußte sich wohlfühlen. Es sollte doch ein gesundes Baby geboren werden. Die Verhältnisse in der Wohnung wurden immer schlimmer und enger. So zog ich los, um eine neue Bleibe im Dorf zu finden. Ich traf Marianne Schwarz, die Tochter von Bauer Schwarz. Ganz mutig sprach ich sie in meiner Not an:

"Können Sie vielleicht Ihren Vater fragen, ob er ein Zimmer für uns hat? Wir leben jetzt sehr beengt, und meine Frau bekommt bald ein Kind. Ich würde mich sehr freuen."

Sie sah mich fragend und kritisch betrachtend an. Schließlich überwand sie sich und fragte ihren Vater. Es klappte besser, als ich dachte. In einer Kammer über dem Pferdestall durften wir einziehen. Ein eigenes Reich für Gerda und für mich, nach langer, langer Zeit. Stolz und dankbar waren wir, und

zogen am 1. April 1948 in unser neues Zuhause ein. Das selbstgebastelte Bett nahmen wir natürlich mit. Schwager Karl packte beim Umzug kräftig zu, vielleicht deshalb, weil er dann in der Wohnung mehr Platz bekam. Eingerichtet hatten wir, bei den wenigen Sachen, die wir besaßen, schnell. Eine gute Nachricht erreichte uns aus Kiel. Emmy und Otto hatten eine Wohnung bekommen. Emmy berichtete bewegt:

"Heinz, ihr könnt euch sowas nicht vorstellen, wie wir hier den Winter verbracht haben, daß wir noch leben, haben wir dem Herrgott zu danken."

Am 27. April 1948 war es soweit. Mit einem Taxi von Hannes Kruse wurde Gerda nach Glücksburg in die Entbindungsstation gefahren: Paulinallee 5, eine vornehme Adresse. Wir kamen sehr überraschend in der Station an, das Personal wollte Gerda anfangs gar nicht aufnehmen. Aber wie sie dann merkten, daß Gerda kurz vor der Geburt stand, durfte sie bleiben. Ich war ganz schön durcheinander, und wurde auch gleich, mit dem Hinweis < das ist nichts für Sie >, wieder nach Hause geschickt. Am nächsten Tag erfuhr ich dann, Gerda hatte uns ein Mädchen geboren. Den Namen hatten wir uns vorher schon ausgesucht. Unser Kind sollte Gisela heißen. Nun waren wir Eltern, stolz auf unser Mädchen, und die neue Verantwortung wollten wir gerne übernehmen.

Zehn Tage später holte ich Gerda mit unserem kleinen Mädchen wieder mit dem Taxi ab. Auf einer Extra-Tour durch Glücksburg, der Fahrer wollte mir eine Freude machen, wurde ich Zeuge einer merkwürdigen Begegnung. Mitten während der langsamen Fahrt, schlug ein Jugendlicher mit einem Stock kräftig auf das Dach des Taxis. Der Fahrer bremste abrupt, stieg aus, und stellte den Jungen zur Rede. Ganz eingeschüchtert murmelte der Junge: "Das wollte ich doch gar nicht."

Da holte unser Fahrer aus, und haute dem verdutzten Jungen eine runter, begleitend mit den Worten:

"Das wollte ich auch nicht."

Der Junge tat mir hinterher richtig leid. Gerda wartete schon auf mich, und ließ es mich auch merken. Die Freude über das Kind aber überwiegte, und wir fuhren, froh über ein gesundes Kind, zurück nach Norgaardholz. Bei Familie Schwarz wurden wir dann zum Kaffee eingeladen. Es war eine harmonische Atmosphäre an diesem Tag. Das Bett für unsere Gisela war ein bißchen klein geraten, erfüllte aber seinen Zweck. Es wurde noch ein bißchen von den Nägeln entschärft, die sich durchgedrückt hatten.

Nicht nur das Bett war ein bißchen klein geraten, auch in dem Zimmer hatten wir ja wenig Platz. Unser Wunsch, Hühner zu halten, gefiel Frau Schwarz gar nicht. Not macht erfinderisch, und so bauten wir im Sommer einen Hühnerhof am Strand, in dem die Hühner, glücklich über den

Seeblick, stolz ihre Runden drehten und Eier legten. Bei einem Südweststurm suchten sie höher an Land Deckung. Vielleicht hatten sie Angst, sie würden durch den Wind ins Wasser geschoben. Im Winter, wo weniger Urlauber sich am Strand aufhielten, liefen sie dann immer frei umher.

Ein eigenes Boot, ein Traum, den ich nie aufgegeben hatte. Karl wollte lieber mit seinem Sohn Heinz fischen, sich eine eigene Existenz aufbauen. Gleich nach der Währungsreform im Mai 1948, bestellte ich ein Boot bei einer Werft in Flensburg-Mürwik. Gerda und ich, wir mußten uns durchbeißen, koste es was es wolle. Wir waren arbeitssam, und hatten immer die Hoffnung, es zu schaffen, unabhängig und frei zu sein und zu arbeiten. Keiner war da, der sagte, wie es gemacht werden muß. Unser Ziel kam näher. Das Boot sollte, für damalige Verhältnisse eine große Summe, 650,- DM kosten. 500,- DM mußte angezahlt werden. Wir kratzten jeden Pfennig zusammen. Im Herbst freute ich mich auf mein Boot, es war fertig. Der Karl Krüger aus Langballig brachte es mit einer Barkasse über den Seeweg nach Norgaardholz. Da lag es im Wasser, traumhaft schön, aber ein bißchen tief, dachte ich. Näher dran, stellten wir dann fest, daß sich im Boot eine Menge Wasser angesammelt hatte.

"Über Bord kann`s nicht gekommen sein",  
sagte Karl nachdenklich,

"das Wetter und das Wasser waren ruhig, Heinz, ich nehme das Boot wieder mit, so kannst du es nicht behalten. Tut mir leid."

Da schipperte Karl wieder mit meinem neuen Boot Richtung Flensburg in die Werft. Nochmals gab ich ihm 100,- DM mit, und bezeugte so meine Zahlungsmoral. Nach einigen Wochen dann sollte das Boot, nun in Langballigau liegend, fertig sein. Zeit zum Bringen hatte der Karl diesmal nicht. Ich mußte mich noch ein bißchen gedulden. Herbert Gollatz, Fischmeister aus Langballigau, ein feiner Mensch der immer anpackte, wenn es etwas zum Helfen gab, nahm das Boot eines Tages in Schlepptau, und wollte alle damit zum Erstaunen bringen. Heimlich wollte er mein Boot vor Norgaardholz hinlegen, um mich zu überraschen. Auch der Karl aus Langballigau wußte nichts davon.

Am nächsten Tag wurde das Boot von ihm im Hafen vermißt. Ich wurde unruhig. Nun meldete sich Herbert Gollatz und sagte:

"Mensch, Heinz, ich wollte dich überraschen, ich habe das Boot nach Steinberghaff statt nach Norgaardholz gezogen. Es muß eigentlich noch dort liegen."

Doch lange konnten wir suchen, kein Boot war mehr zu finden. Der Südweststurm in der Nacht hatte das Boot abgetrieben, auf ein Nimmerwiedersehn. Ich war geschockt, mein neues Boot! Warum wurden wir so bestraft?

Wer hatte nun Schuld? Egal, geknickt waren alle Beteiligten. Was gewesen ist, ist gewesen. 50,- DM, die ich noch bezahlen mußte, ließ man mir. Aber 600,- DM hatten Gerda und ich umsonst bezahlt. Wieder standen wir ohne Boot da. In Gedanken versunken... ja, Erich Klawitter, immer noch kein eigenes Boot, ich war so nah dran. Aber ich glaube dir, Erich, irgendwann werde ich eins haben, so wie du es vorausgesagt hast...

Wieder mit einem geliehenem Boot, wurde das nötige Geld zum Überleben erarbeitet.

Eine Freundschaft wurde nun immer intensiver: die Freundschaft mit Fiede, dem Sohn von Karl Hammerich. Wir fischten immer öfter zusammen, und hatten viel Spaß miteinander. Wir waren ein richtiges Team, so war es denn nicht verwunderlich, daß wir mehr Fische nach Hause brachten als Schwager Karl mit Sohn Heinz. Manchmal taten sie mir schon leid. Sie hätten mehr verdient gehabt.

Gisela wuchs heran, lief umher, und sagte schon viele verständliche Worte. Gerda und ich hatten viel Freude an ihr. Das Land, die Umgebung, das Wasser, die Leute, das ganze Drumherum, wir fingen an, es zu mögen. Das erste Mal nach unserer Flucht aus der geliebten Heimat, stiegen in uns so etwas ähnliches wie heimatliche Gefühle hoch, obwohl einige Dorfbewohner uns manchmal schon merken ließen wo wir herkamen. Ohne Worte planten wir ein bißchen für die Zukunft, auf eine bessere Zukunft.

Aus Nickelswalde erhielten wir dann 1950 die Nachricht, daß mein Stiefvater, unser Johann, gestorben sei. Mutter muß sehr traurig gewesen sein. Nun hatte sie schon ihren zweiten Mann verloren. Wie so oft, wenn ich an meine Kindheit dachte, wie früher alles war, schlichen sich traurige Gedanken ein. Ich redete mit mir < Heinz, du lebst jetzt und heute, und hast die Zukunft vor dir... > Ich glaubte, es konnte niemand hören, doch Gerda lächelte nur...

Im Juli dann, am 22. Juli 1950, verließ meine Schwester Hertha mit ihrem Karl und den Kindern Norgaardholz. Beide hatten Freunde im Süden Deutschlands und sprachen früher schon öfter davon, wegzuziehen. Ihren Geburtstag, den 23. Juli, feierte Hertha im Zug. Das Ziel war Hochspeyer in der Pfalz. Hier bekam der Karl auch gleich Arbeit. Hertha, sie hat mir oft geholfen in dieser Zeit. Ohne sie, wo hätte ich hinsollen, damals `46. Durch ihren Brief an mich kurz vor Kriegsende, hatte ich doch erst eine "Heimatadresse" bekommen. Ich war ihr sehr dankbar.

Endlich bekam ich mein erstes Boot. Wieder alles Geld zusammengekratzt, holten wir es in Steinbergkirche aus dem Einzelhandelsgeschäft von Hans Torp. Ein ganz kleines Boot für 200,- DM. Für ein größeres reichte unser Geld nicht. Mit diesem Boot fischte ich nun, zusammen mit Fiede, jeden



Tag in der Geltinger Bucht. Es war eine schöne Zeit. Wir waren frei, und konnten uns selber helfen. Kurze Zeit später hörte der Willi Hammerich, ein Onkel von Fiede, auf zu fischen. Mit seinem stattlichen, großen Boot fuhren Fiede und ich hinaus. Wie ein Luxusliner, im Gegensatz zu meinem kleinen Boot. Jeden Morgen, wenn wir an Land kamen, wartete schon der große, gelbe Kater von Hammerichs um einen Fisch zu ergattern. Das Boot hatte einen kleinen Kiel, und so konnten wir nicht ganz an Land fahren. Der Kater watete durch das Wasser, und schüttelte jedesmal, wenn seine Pfoten aus dem Wasser kamen, diese ab, um sie anschließend gleich wieder einzutauchen. Ein Bild war das, wir haben uns jedesmal gebogen vor Lachen. Im Frühjahr `52 kamen immer häufiger Bergungsschiffe in die Bucht und führten Sprengungen durch. Ihre Aufgabe war es, die gesunkenen U-Boote zu heben. Die Hamburger Firma hatte gut zu tun. Die Abstände der Sprengungen wurden immer geringer.

"Na",

sprach mich eines Tages mal der Kapitän vom Schlepper, dem Geleitboot des Bergungsschiffes, an,

"gibt es hier denn noch was zu fischen? Könnt ihr davon leben?"

Meine Antwort:

"Wenn ihr so weitermacht mit dem Unfug, dann kann ich man mit fischen aufhören und zu euch kommen. Irgendwann sind die Fische alle tot."

Lachend setzten sie ihre Fahrt fort. Aus diesem Scherz von mir wurde dann Wirklichkeit. Ein paar Wochen später besuchte mich der Kapitän, Hans Maschmann hieß er, zu Hause und fragte, ob ich nicht bei der Firma Beckedorf in Hamburg anheuern könnte. Gutes Geld gabs, und gute Leute konnten sie gebrauchen. Schon länger, jede Mark zur Seite legend, hofften Gerda und ich, ein Grundstück zu besitzen, das wir unser Eigen nennen konnten. Ich willigte ein, und hing fürs erste die Fischerei an den Nagel. Im Juni 1952 ging ich zur Hamburger Bergungsfirma Beckedorf und verdiente dort mein Geld. Am Anfang gab es die Stunde 1,65 DM. Von Hamburg aus ging es mit dem Bergungsschiff "John Beckedorf" und dem Schlepper "Kormoran" auf Fahrt in die Gebiete der Ostsee. Flensburger Förde und Geltinger Bucht waren unsere Haupteinsatzgebiete. Schwerstarbeit war angesagt, aber gegen das Arbeitslager damals im "Prauster Krug" ein vergnügliches Hobby. Hier lernte ich auch wieder gute Kameraden kennen: Hans Maschmann, einen bulligen, aber gutmütigen Zeitgenossen, oder Arno Preller, Leiter der gesamten Bergung. Aber auch Helmut Müller und Jonny Holst waren Namen, an die ich mich stets gerne erinnerte. Gar nicht lange dabei, verletzte ich mich auch gleich am Fuß, und mußte zwei Wochen in der Diakonissenan-

stalt in Flensburg verbringen. Dann, im Herbst war's, war das Schienbein dran. Eine ziemlich böse Verletzung, weil es eine offene Wunde war.



*Meine Zeit bei der Bergung - Heben der U - Boote / 1952-1954*

Und trotzdem machte die Arbeit anschließend wieder Spaß. Man bekam ja Geld dafür, wenngleich, es hätte ein bißchen mehr sein können. Die Arbeit wurde freiwillig gemacht, ein erheblicher Unterschied zur erzwungenen Arbeit. An einem Wochenende zu Haus benahm sich Gerda ganz eigenartig. Ich kannte sie zu gut, um nicht zu wissen, hier stimmte etwas nicht. "Gerda, was ist los mit dir?"

"Heinz, du wirst wieder Papa."

"Aber Gerdi, das ist doch schön, vielleicht wird es diesmal ein Junge."

Wir fielen uns in die Arme, natürlich nur, als wir unbeobachtet waren. Im Januar sollte es so weit sein.

Meinen Weihnachtsurlaub 1952 nutzte ich für einen Zahnarztbesuch. Meine Zähne, sie waren nicht die besten, mußten mal wieder repariert werden. Lag das vielleicht an den Süßigkeiten von Tante Jetta, damals in Nickelswalde? Der Arzt, Dr. Freiwald in Gelting, teilte mir zwanglos mit, daß der Zahn wohl nicht mehr zu retten sei. Trotzdem probierte er sein Glück. Gebohrt, befüllt und versiegelt, entließ er mich dann mit dem Versprechen, da zu sein, wenn meine rasenden Schmerzen nicht aufhörten. In der Sylvesternacht dann lief ich bloß noch immer Zimmer auf und ab. Die Schmerzen, sie waren nicht mehr zum Aushalten.

"Das Jahr fängt ja gut an, Gerda, diese Schmerzen."

"Ja, ja, Heinz, ist ja gut, was soll ich denn sagen, schließlich steht mir eine schwere Geburt bevor."

Ich sagte nichts, aber woher wollte Gerdi denn wissen, das die Geburt so schwer wird. Außer meiner eigenen Geburt hatte ich ja noch keine miterlebt, aber diese Schmerzen. Eine Geburt konnte nicht schlimmer sein. Neujahrsmorgen war ich schon wieder bei ihm.

"Meine Güte, Herr Lietzow, der Zahn muß raus, Frau, du mußt allein zur Kirche gehen."

"Dann geh ich auch nicht",

sagte seine Frau beleidigt. Um des Friedens willen schlug ich dann vor erst mit in die Kirche zu gehen. Anschließend zog er mir dann den Zahn. Wieder zu Hause, marschierte ich abends zum Bus, der gegen 22 Uhr aus Steinbergkirche in Richtung Flensburg abfuhr. Am nächsten Tag, dem 2. Januar, rollte der Skandinavien-Express morgens um 3.30 Uhr aus Flensburg nach Hamburg. Unterkunft bis zur Abfahrt fand ich in der Bahnhofsmisson. Punkt 6.00 Uhr war Arbeitsbeginn an Bord. Unser kleines Beiboot, wir brauchten es um bei den Arbeiten auf den Wracks schneller "flüchten" zu können, falls etwas Unvorgesehenes passierte, wurde vor Weihnachten zur Reparatur gegeben. Es war nicht fertig, also ohne Boot. Eine nicht ganz ungefährliche Sache. Am Kai in Hamburg kam es dann zu einem folgeschweren Unfall. Beim Anschlagen eines Seiles an der Bordwand eines Frachters löste sich ein Stück Eisen, und prallte auf meinem Oberschenkel ab. Das Bein schwoll innerhalb einer Stunde so dick an, man konnte Angst bekommen. Auftreten konnte ich auch nicht mehr. Der Hafentarzt ließ mich dann sofort in das Hafenkrankenhaus einliefern. Fern und abseits jeder Be-

handlung, schob eine Schwester mich in die äußerste Ecke des stinkenden Flures. Da lag ich und konnte nachdenken...

Es ist gut, daß es Krankenhäuser gibt, nur, ich verabscheue sie. Nichts zu tun, nur liegen und dösen. Dann endlich kamen Ärzte, fragend, abtastend, sie sprachen Fachchinesisch, ich verstand kein Wort. Schwellung, Bluterguß, Gips, vierzehn Tage Ruhe, und dann die Verlegung nach Langenhorn, per LKW mit Plane. Hier vegetierten überwiegend Geisteskranke vor sich hin. Froh über jede Beschäftigung, wickelte ich Mullbinden, wusch Spritzen und half beim Essenverteilen. Ein uralter Patient, so um die sechzig, legte die Karten für mich und versprach mir:

"He, deine Pechsträhne ist zu Ende, freu dich, freu dich."

Er hatte recht behalten.

Vor der großen Finnlandreise durften wir Besatzungsmitglieder der Bergungsfirma alle noch einmal nach Hause fahren. Mein Bein heilte, meiner Rückreise nach Norgaardholz stand nichts im Wege. Ich war neugierig auf mein "Zuhause" bei Familie Schwarz. Endlich, der Bus hielt direkt vor der Tür an der Gabelung zum Wasser. Freudig kam mir Gisela aus dem Haus entgegen und schrie mich an:

"Papa, Papa, wir haben ein Baby gekriegt, das weint immer und wird dich bestimmt wach machen, wenn du mittags mal schläfst."

Gerda hatte sich gut von der Geburt erholt und erzählte:

"Na, Heinz, du hast dich ja gut gedrückt, läßt mich hier allein in meinem Zustand."

Sie meinte es nicht so.

"Am 13. Januar abends mußte ich mit Kruse nach Gelting fahren. Der Schnee war so hoch, oh je, dreimal mußte der Kruse anhalten, um das Auto freizuschaukeln. Ich war froh, als ich in Gelting ankam. Zuvor habe ich Gisela bei Frau Schwarz abgegeben, sie wollte sich kümmern. Ja, das war nett. Na, und die Geburt, ich kann dir sagen. Dagegen sind deine Zahnschmerzen gar nichts. Ingrid nennen wir sie, unsere Kleine, wie abgemacht. Ist sie nicht süß? Ja Gisela du auch."

In unserer Behausung wurde es nun ziemlich eng. Vorher schon nicht groß, schrumpfte der Platz für jeden merklich. Wenn Besuch kam, mußte sich einer von uns erstmal auf das Bett setzen. Wir beide machten uns nun ernsthafte Gedanken um ein Grundstück, mit dem Ziel, später vielleicht sogar ein Häuschen zu bauen. Nach vier Wochen aber konnte ich wieder an Bord der "John Beckedorf", und diesmal gings nach Finnland. Im Heimaturlaub wollte ich mich dann umsehen nach einem Grundstück. Im finnischen Meerbusen bargen wir hauptsächlich Schiffwracks. Hauptquartier war die Stadt

Kottka, ungefähr dreißig Kilometer von Helsinki. Meine Gedanken, wehren konnte ich mich nicht dagegen, landeten in der Vergangenheit, damals in Norwegen, in den Kriegsjahren. Eine unangenehme, bedrohende und beängstigende Zeit. Jetzt blühten meine Gedanken Richtung Zukunft, in eine neue Heimat. Ich hatte immer öfter ein Lächeln auf den Lippen. Wenn diese Zeit bei Beckedorf vorbei war, werde ich wieder meiner geliebten Fischerei...

"Heinz, heute ist wieder gutes Wetter zum Malen",  
weckte mich Arno Preller aus meinen Gedanken.

"Die Schriftzüge an Backbordseite sind kaum zu sehen, zieh sie mal neu, du weißt, wo die Farbe steht."

"Jo, jo, Käpt'n",  
schmunzelte ich ihn an,  
"muck ik schon",

obwohl das eine eher unangenehme Arbeit war. Hans Maschmann witzelte von seinem Schlepper aus, und wünschte mir bei der Arbeit alles Gute. Es waren nette Kerle. Wir verstanden uns blendend. Helmut Müller, er kam aus Flensburg, fand alles nicht so lustig. Oft hatte er schlechte Laune, auch wenn wir ihm aus Spaß mal die Mütze vom Kopf fegten. Jonny Holst hatte oft Tränen in den Augen, wenn er seine Briefe aus der Heimat öffnete. Seine Frau schien ihm nicht treu zu sein. Bei Gerda brauchte ich keine Angst diesbezüglich zu haben, das wußte ich. Da viel mir der Kartenleger ein, der mir im Krankenhaus Langenhorn Gutes vorausgesagt hatte. Ich erzählte Jonny davon. Seine Ohren wurden immer länger,

"Zu dem geh ich auch mal, Heinz, vielen Dank für den Tip."

Im Urlaub Ende 1953 liefen die Vorbereitungen für den Kauf eines Grundstückes auf Hochtouren. Diese Platzenge im Zimmer, sie rieb an unseren Nerven. Gerda versuchte alles, um sich hier heimisch zu fühlen. Es gelang ihr nicht immer.

"Dieser Strand hier, dieses Wetter, mein Gott, war es bei uns schön an der Weichsel",

nach einem tiefen, herzergreifenden Seufzer ging es wieder besser. Anfang `54 mußten die Besatzungen dann wieder auf große Fahrt nach Finnland. Beim Treffen in Hamburg sah ich auch Jonny Holst wieder. Er war beim alten Kartenleger gewesen, der jetzt auf St. Pauli arbeitete. Bei der nötigen Unterschrift für die Finnlandfahrt zögerte er und sagte,

"Ich komme nicht mit, fragt nicht, warum, ich komme nicht mit."

Niemand, außer mir, erfuhr, warum er nicht mitkam.

In diesem Sommer, am 15.07.1954 zog meine liebe Schwester Hertha mit ihrem Karl und den Kindern um nach Kaiserslautern. Karl bekam dort Arbeit bei den Amis.

In Finnland gingen wir wieder, diesmal ohne Jonny, unserer Arbeit nach. Die Arbeiten wiederholten sich ständig. Im Spätsommer erfuhren wir, daß die Firma nicht mehr existieren konnte. Sie ging in die Pleite. Vierzehn Tage lagen wir hier und bekamen auch kein Geld mehr. Die Bank für Gemeinwirtschaft sprang ein, zahlte uns aus, und sorgte auch für die Rückführung nach Hamburg. Für die Besatzung ein harter Schlag. Rechnen mußte in dieser Zeit schließlich jeder. Mir kam es gerade recht, denn um einen Kredit für unser Haus zu bekommen, mußte ich mich verpflichten, Berufsfischer zu werden und die Fischerei wieder aufnehmen. In diesem Abschnitt meines Lebens hatte ich Freunde kennengelernt, die Freunde in jeder Hinsicht waren. Lange zu trauern, nein, dazu war keine Zeit, denn zu Hause wartete harte Arbeit auf mich. Auch Gerda war sichtlich erleichtert, mich im Haus zu haben. Bei der Verabschiedung überreichte man mir eine Abfindung von 55,50 DM, besser als gar nichts. Ich war arbeitslos, doch nur auf dem Papier. Für meine Lieben zu Haus nahm ich ein paar Geschenke aus Finnland mit. Lackschuhe und eine Puppe für Ingrid, für Gisela eine Aktentasche und für meine Gerdi Schuhe und Woldecken, sowie eine Uhr. Die Planung für unser neues Zuhause war jetzt in vollem Gang. Gisela und Ingrid wuchsen schnell heran, manchmal hätten wir sie gern ein bißchen besser angezogen. Unsere Möglichkeiten waren halt immer noch sehr begrenzt. Ingrid feierte im Januar schon ihren zweiten Geburtstag, und Gisela sollte in diesem Jahr eingeschult werden. Wir waren eine reiche Familie, denn wir waren alle gesund.

## Das neue Zuhause

Das Grundstück hatten Gerda und ich schon Anfang `54 ausgesucht. Es lag in Richtung Steinberghaff, aber noch in Norgaardholz. Gerda fing schon an und bepflanzte es mit Johannisbeerbüschchen und Kartoffeln. Doppelt so viel hätten wir an Grund bekommen können, doch für 1 DM/Quadratmeter reichten uns 1100 qm völlig aus. Der Blick zum Wasser war einmalig schön. Hier konnte unsere Familie ganz neu anfangen. Sicher, der Weg zum Strand war etwas weiter. Was machte das schon aus, unser Eigenheim, das war wichtig. Bauen, wie wir wollten konnten wir nicht. Es wurde uns genau vorgeschrieben, sonst hätten wir kein Darlehen bekommen. Hühner und ein Schwein, dafür mußte Platz im Hause sein. Ingrid fühlte sich auf dem Grundstück auch schon wohl, denn sie versteckte sich einmal in den Johannisbeerbüschchen. Ausgebüchst vom Strand, lief sie allein die rund 400 Meter hoch zum Grundstück und versteckte sich. Helle Aufregung bei der ganzen Familie, und später lockere Freude über das gefundene Kind.

Der Anfang, mit Albert Piek einen Brunnen bauen, ließ schon erahnen, welche Knochenarbeit auf uns zukam. Mit Schaufel und Hacken umzugehen, hatte ich ja im Arbeitslager gelernt. Das war nun immerhin siebzehn Jahre her. Verlernt hatte ich es nicht. Albert war gelernter Maurer und half, wo er nur konnte. Auch Albert und seine Frau mußten flüchten aus der Heimat. Sie kamen ein Jahr vor uns nach Norgaardholz.

"Heinz, paß auf, daß die Ringe gerade hinunterkommen, sonst kriegen wir nachher Ärger",

Albert wußte gut Bescheid. Der Brunnenbau nahm ungefähr eine Woche in Anspruch. Zwischendurch immer zum Fischen, es zerrte an den Kräften. Wenn es mal nicht weiterging, machten Gerda und ich uns Mut.

"Gerdi, wir wissen, warum, nun haben wir`s bis hier geschafft, all die Jahre voller Verzweiflung. Höhen und Tiefen haben wir erlebt, mehr Tiefen, nun geht`s aufwärts."

Aufopferungsvoll kümmerte sich Gerda um die Kinder, den Garten, und half auch noch am Strand bei den Netzen. Ohne sie hätte ich es niemals geschafft. Gerdi... wie hatte ich sie kennengelernt, damals..., ein Lächeln und dann bekam ich neue Kraft. Wir brauchten noch sehr viel davon.

Im Frühjahr erfuhren wir, daß unsere Mutter nach Kiel geflüchtet war zu Emmy und Otto. Angeboten hatten wir ihr auch schon mal, nach Norgaardholz zu kommen, aber sie zog es vor, in der Stadt zu wohnen. In der engen Wohnung im Niemandsweg bestimmt kein Zuckerschlecken. Doch man

hatte sich wieder. Die alte Heimat hatte "Oma Paninski", die Kinder nannten sie so, nun doch noch verlassen. Schwermütig, bedrückt durch Not und Leid in der Heimat, die sie verlassen mußte, hatte sie sich verändert. Sie war nicht mehr so wie früher.

Alle Formalitäten für den Hausbau waren erledigt, und es konnte endlich losgehen. Ein Teilkeller mußte schon sein, darum fingen Albert und ich an, um Kosten zu sparen, den Keller mit der Hand auszuschachten. Der Lehm Boden machte uns ganz schön zu schaffen. Jeden Tag vor dem Fischen karrte ich schon mal mindestens zehn Karren Lehm aus dem Grund. Gerda sorgte für das leibliche Wohl, denn essen konnte ich dieser Zeit besonders gut. Über Tag half Albert dann wieder. Wenn andere Dorfbewohner vorbeigingen, wurde oft miteinander gesprochen. Für eine Dorfgemeinschaft unheimlich wichtig. Gegenüber die Frau Schmidt, ja, ihr Häuschen stand schon fertig da. Ich stellte mir vor, wie unseres wohl aussehen mag, wenn's fertig war. Das gab neue Kraft. Das Loch in der Erde wuchs genauso wie der Lehmhügel auf dem Grundstück. Oft kam Hartwig Martensen aus dem Haus, er wohnte direkt nebenan, und juchzte mit uns:

"Na, Herr Lietzow, vom Haus ist nicht viel zu sehen, wo soll's denn stehen, etwa auf dem Lehmhügel? Na ja es macht ja Fortschritte. Wie sieht es morgen mit Butt aus? Wir bekommen Besuch."

Albert verzog nur ganz kurz die Miene und schaufelte weiter.

"Ja, Herr Martensen, wenn der Wind nicht zunimmt, kann's was werden, ich melde mich noch."

Nun war er zufrieden und marschierte zum Strand. Zum Sommer hin konnte mit dem Fundament begonnen werden. Den Hausbau übernahm nun die Baufirma Clausen aus Steinbergkirche. Alles ging natürlich nun viel zügiger voran. Jetzt war auch mehr Zeit, sich um den Broterwerb zu kümmern. Unser Haus wuchs. Am 1. Dezember 1955 konnten wir einziehen und waren nun stolze Hausbesitzer. Die Hühner zogen in die Abseite, mit einem separaten Ausgang zum Vorhof. Nach der Bauabnahme durch einen Ingenieur wurde bald über den Einbau einer ordentlichen Toilette nachgedacht, das Plumpsklo war auf die Dauer keine Lösung.





Unser Traum - ein eigenes Haus

Karl Hammerich aus dem Nordstern, schlug uns seine Idee bei einem gemütlichen Beisammensein vor:

"Wenn ihr die Zimmer oben ein bißchen ausbauen könntet, dann hättet ihr durch eine Vermietung an Badegäste eine stattliche Nebeneinnahme. Die Nachfrage im Sommer hier am Wasser wird steigen. Die Leute wollen sich erholen."

Gerda meinte:

"Na, Heinz, ich weiß nicht, na?"

"Warum nicht, Gerdi, so schlimm kann`s nicht werden."

Gesagt, getan, oben wurden zwei kleine und ein großes Zimmer ausgebaut. Waschschüssel mit Ständer, einfache Ausführung, Wasserkrug, Kommode, Betten, Schrank und ein kleiner Spiegel mußten fürs erste genügen. Das Plumpsklo mußte erstmal bleiben, bis ein paar Mark verdient waren. Die Übernachtung kostete pro Person und Bett 1,25 DM. Für das Frühstück

mußten nochmals 25 Pfennig draufgepackt werden. Reich konnte man nicht werden dabei.

Unsere ersten Gäste kamen aus Hamburg und hießen Kraak. Sehr nette Leute. Manchmal waren wir richtig ausgebucht. Jeder der Gäste mußte natürlich auf unser Plumpsklo. Hier kam es des öfteren zu Engpässen. Das Frühstück mußten sich alle selber zubereiten, dazu hatten wir keine Zeit. Aber auch im Urlaub muß man ja ein bißchen zu tun haben. Jedenfalls hat sich nie einer beschwert darüber.

"Heinz, der Eimer ist...",

"Ja, Gerdi, ich weiß, der Eimer ist voll. Bei Dunkelheit bringe ich ihn nach hinten."

Eine recht unangenehme Aufgabe, die ich immer erledigen durfte. Ein kleines Loch wurde gebuddelt, der Inhalt des Eimers, Gegenstand unseres Plumpsklos, wurde dann entleert. Schnell ein bißchen Erde drüber wegen der Nachbarn, und dann war `ne Woche Ruhe.

Das Fischen, es brachte ein bißchen was ein. Alle Fische konnte ich nicht am Strand verkaufen, so daß unser Fischhändler, der Francke, die Fische auch abholte. Auch die Gastwirtschaft im Dorf nahm uns Fische ab, besonders an Freitagen und am Wochenende. Am Strand ging es manchmal zu wie auf einem Jahrmarkt. Wenn ich dann mit den Fischen an Land kam, bildete sich eine große Traube um mich. Jeder wollte die größten und besten Fische haben, oder die Fischart, die ich an dem Tage mal gerade nicht vorrätig hatte. Jeden Donnerstag fuhr ich dann mit dem Fahrrad über Land zum Fischeverkauf. Drei, vier Kisten übereinander gestapelt, war keine Seltenheit. Ein extra breiter Gepäckträger sorgte für einen sicheren Stand der Kisten. In der unteren Kiste lag mein Wechselgeld. Vom Fischhändler erfuhr ich eines Tages dann, Erich Klawitter ist in Maasholm seßhaft geworden. Auf jeden Fall wollte ich ihn mal besuchen, wenn`s paßte.

Im Herbst bekam ich ein Angebot von Gerd Landt-Hayen, der bei Brinck & Wölffel, einer Reederei in Flensburg, beschäftigt war.

"Herr Lietzow, wir brauchen im Moment gute Seeleute, heuern Sie an, Sie brauchen doch gewiß Geld?"

Recht hatte er, sah man`s uns an? Uns Flüchtlingen? Die Raten und Unkosten jeden Monat drückten ganz schön, obwohl Gerdi jede Mark zurücklegte. Wir gönnten uns fast nichts. Also nahm ich diese Gelegenheit wahr, um ein paar Mark zu verdienen.

"Gerdi, irgendwann wird das Reisen zu Ende sein. Ich komme bald wieder." Die Gisela und die Ingrid drückten mich nochmal, Gerda weinte. Oktober 1956 ging`s mit unterschiedlicher Fracht in verschiedene Länder wie Finnland, Dänemark, England und Frankreich. "Der weiße Greif", unser Schiff,

war eine größere Badewanne. Unser Geld hatten wir schon verdient, nur durch das Mitfahren. Keine 45m lang und bei schwerer See, ich war weiß Gott nicht ängstlich, vergleichbar mit einem Himmelfahrtskommando. Oft habe ich Gott gedankt, wie damals im Krieg, daß er mir einen Schutzengel hat zukommenlassen, besonders dann, wenn wir bei Sturm über das Deck nach vorn zu unseren Schlafräumen wollten. Etappenweise hangelten wir uns zu den Seilen, die als Befestigung der Holzfracht dienten. Wer nicht richtig zugriff lief Gefahr, über Bord zu gehen. Bei Windstärke 8 - 9 ein hoffnungsloses Unterfangen. Vorn angekommen, waren wir triefnaß. In den Häfen hatte unsere trinkfeste Besatzung so ihren Spaß. In den Stammkneipen ging es hoch her. War nicht meine Welt. Wenn ich einen über den Durst hatte, pflegte mich die Frau vom Käpt'n mit einer Hand voll Tabletten wieder gesund.

Um einige Erfahrungen reicher, verließ ich im März `57 das Schiff, und kehrte von meiner endgültig letzten Reise als gesunder Mann und Familienvater nach Norgaardholz zurück. Hier nahm ich sofort meine gewohnte Arbeit als Fischer wieder auf. Der inzwischen entstandene Zeltplatz, direkt am Strand bei der Seebadeanstalt, quoll im Sommer manchmal über. Reges Treiben herrschte gerade in den Sommerferien. Nur zu oft vergriffen sich die Urlauber an meinem Handwerkszeug und am Boot. Deshalb fuhr ich in den Sommermonaten häufig mit dem Boot ein Stück weiter, bis zur Siedlung der Wochenendhäuser, denn oberhalb dieser Siedlung stand ja unser Haus, direkt an dem Weg zur Dorfstraße. Es war eine arge Schlepperei mit den Netzen und Fischen, aber es ging nicht anders. Die Badegäste bei uns reichten sich in manchen Jahren die Klinke in die Hand. Sogar ein Polizist, ich glaube es war der Polizeichef aus Flensburg, kam bei uns Urlaub machen. Herr Tedens fuhr auch nicht selber, nein, sein Adjutant brachte und holte ihn auch wieder ab, und das mit einem Dienstwagen. Zu seinem Geburtstag, den er bei uns feierte, tanzten die Leute sogar auf dem Parkplatz. Ein Parkplatz mit Historie, denn hier stand einmal eine prächtige Mühle, die, wie damals die Mühle auf dem Deich vor Nickelswalde, thronend über das Land "sah".



*Ehemals eine Mühle - Jetzt ein Parkplatz an der Haffkoppel*

Viele Urlauber wollten auch mal morgens um drei Uhr mit zum Fischen. Auch Herr Tedens nach seiner Geburtstagsfeier. Ich sollte ihn wecken. Nach mehrmaligem Rufen in sein Zimmer hinein gab ich's auf. Am Mittag dann war er sauer und schlecht gelaunt.

In den nächsten Jahren wuchs das Dorf. Auch die Büsche und Bäume, die Gerdi auf unserem Grundstück gesetzt hatte, wuchsen erstaunlich schnell. Richtig wohnlich sah schon alles aus. Die Hecke entlang des Grundstückes gab mir das Gefühl der Geborgenheit in unserem "Reich". Die Ferienhaus-siedlung wurde bebaut. Ein Haus nach dem anderen entstand. Die Bekanntschaften, der Freundeskreis und natürlich die Fischkunden nahmen größere Ausmaße an. So langsam begannen wir, uns heimisch zu fühlen.

Einige Male kam auch meine Mutter aus Kiel zu Besuch. Sie blieb dann immer gleich für sechs Wochen. Das erste Mal brachte sie sogar die kleine Gartenbank aus der Heimat mit. Für Gerda hatte sie ein Kochbuch mitgenommen. Meine Mutter übernahm stets das Kommando, wenn sie uns besuchte. Sonntags durfte ich nicht aufs Wasser, Kirchgang war angesagt, und vor dem Essen mußte gebetet werden. Es lag ein Hauch von gelenkter Befehlsgewalt in der Luft. Ich fand das nicht so schön, denn schließlich war sie als Gast bei uns. Emmy und Otto mit Erika kamen auch mal. Gerhard wohnte ja in Andernach. Sie blieben aber nicht sehr lange. Mit Otto plauderte ich dann stundenlang über die alten Zeiten, und was wir alles erlebt hatten. Oma Paninski haßte es, wenn Ingrid vom Stuhl sprang, was sie liebend gerne tat.

"Ingrid Maria",

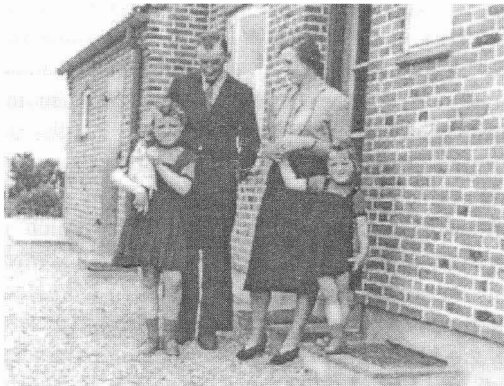
sagte sie in einem barschen Ton, denn Ingrid hatte nun mal diesen zweiten Namen, wie Gisela auch einen hatte, nämlich Gisela Gerda,

"laß das gefälligst nach, oder willst du dir die Beine brechen?"

Bestimmt hundertmal ist Ingrid schon gesprungen. Immer alles gutgegangen. Und jetzt wollte Ingrid erst recht.

"Guck mal, Oma was ich kaaan",

sang sie halbwegs, dann sprang sie und machte einen extra großen Satz, um Oma zu ärgern, rannte dann schnell weg, und ihre Oma bekam einen Wutausbruch. Das alte Leute sich noch so aufregen können, habe ich nie verstanden. Mutter tat mir irgendwie leid. Alle waren froh, wie sie wieder weg war, nur sagte es keiner.



*Unsere Familie - Stolzer Vater, Gerda, Gisela und Ingrid - Unser Heim*

Am Grundstücksende, zum Wasser hin, entstand nun ein Hühnerstall, den Karl Hammerich baute. Ein richtiges Unikum. Gegen Feuchtigkeit mit Dachpappe beschlagen und einer roten Tür. Die Hühner und ein Schwein zogen dann ein. Eigentlich war ja der Anbau am Haus dafür vorgesehen. In jedem Jahr hatten wir nun ein Schwein, das wir großzogen und dann schlachten ließen. Einmal rannte ein Schwein, es muß wohl den Schlachter gesehen haben, durch die Siedlung den Berg runter in Richtung Wasser. Alle hinterher, die Kinder kajolten lachend, und fanden das alles riesig spaßig. War`s ja auch. Die armen Schweine, schließlich hatte man sie großgezogen. Die Stimmung, gerade bei mir und den Kindern, war ziemlich gedrückt. Wehmutsvoll schauten wir dem wegfahrenden Schlachter mit seinem Hänger voll schreiender Schweine, die er auf seiner Tour durchs Dorf eingeladen hatte, hinterher.

Emma und Karl Hammerich mit Sohn Fiede zogen dann leider 1958 nach Glücksburg. Ein bißchen traurig waren wir, nicht allein deshalb, weil sie mit Rat und Tat zur Seite standen, wenn wir sie brauchten. Die Arbeit auf dem Wasser mit Karl und Fiede, viel Spaß hatten wir miteinander. Der Kontakt brach auch niemals ab. Gegenseitige Besuche zu den Festtagen waren keine Seltenheit.

Familie Wöst aus Hamburg waren bei uns Dauergäste. Sie kamen fast in jedem Jahr. Ein Witzbold, der es verstand, die Leute aufzuheitern. Zu einem Badegast sagte er mal:

"Mir fällt doch Ihr Name nicht mehr ein, Sie waren im letzten Jahr doch auch hier. Aber wenn ich Sie anschau muß ich an behämmert denken, ach ja Herr Hemmerling, so heißen Sie doch?"

Herr Hemmerling fand es nicht lustig, und verließ schnell den "Tatort". Werner Wöst, ihn störte das nicht. Mir war`s ein bißchen peinlich. Elly Wöst und Klein-Wolfgang standen ganz verdattert daneben. Zu seinem Geburtstag, er ließ sich das Hamburger Abendblatt nachschicken, stand eine Anzeige in der Zeitung:

"Glückwünsche an Werner Döst"

Daraufhin schrieb er an die Zeitung einen netten Vers.

"Verlebt man frohe Urlaubswochen, wird eine Brücke abgebrochen.

Man döst im Urlaub vor sich hin. Dieses Mal habt ihr gedöst,

es grüßt euch herzlichst Werner Wöst"

Er war wirklich ein Einzelstück, der Werner.

Mit den Gästen konnte man schon einiges erleben. Langeweile in unserem Haus war mir ein Fremdwort.

Oma Paninski meldete sich bei uns ganz überraschend, wir sollten sie mal besuchen in Kiel. Ich mußte zusagen, obwohl es mir überhaupt nicht paßte.

Die Fischerei, sie lief gerade gut, hatte dann Pause. Alles an Land in Sicherheit gebracht, ging unsere Familie auf Reisen. Ingrid hatte noch kein Fahrrad, und mußte bei mir auf dem Gepäckträger bis nach Sörup aushalten. Er trug schwere Fischkisten, warum nicht auch Ingrid. Eine Busverbindung gab's nicht und günstiger war's auch. Einen ganzen Tag brauchte man für die Strecke nach Kiel. Die Begrüßung fiel, jedenfalls bei den Kindern, spärlich aus. Auch hier in Kiel bei Emmy, Otto und Erika hatte Mutter das Sagen. In der Tiefe ihres Herzens aber war sie ein guter Mensch. Länger als eine Nacht hielten's die Kinder und ich auch nicht aus. Ingrid schlief in zwei zusammengeschobenen Sesseln. Zwangsläufig rutschten sie nachts auseinander und Klein-Ingrid lag auf dem Fußboden. Die gleiche Tortur zurück. Eine Strapaze, und ich war froh, wieder aufs Wasser zu kommen.

Im März 1959 wurde Ingrid dann eingeschult. Die Schule befand sich schräg gegenüber, auf der anderen Straßenseite. Gisela half mir nach der Schule oft unten am Strand bei den Netzen. Sie war ein fleißiges Mädchen. Immer noch mußte ich mit dem kleinen Boot los, unserem Dingy, wie wir es nannten. Damals gekauft für 200,-DM, erfüllte es aber seinen Zweck. Da wir jede Mark drei mal drehten, bevor wir sie ausgaben, hatten Gerda und ich ein bißchen zusammen, um uns ein gebrauchtes, größeres Boot zu kaufen. In Maasholm in der Werft wurden wir fündig. Um auf dem Wasser mehr verrichten zu können, ließ ich gleich einen Motor mit einbauen, einen "Güldner Diesel". Als es fertig war, fuhr ich mit dem Sohn von Frau Vogt, wir nannten ihn liebevoll Sohni, per Fahrrad nach Maasholm. Ein Wiedersehen mit Erich Klawitter, nach langer Zeit, wurde zu einem Erlebnis. Beide wurden wir zurückversetzt in die Zeit meiner Kindheit und durchlebten in zwei, drei Stunden ganze Jahre. Sohni hörte geduldig zu. "Heinz, dein Boot wartet, wir sehen uns wieder. Grüße an Gerda und nett, daß du hier warst."

"Jo, denn moin, moin, Erich, bis dann. Komm, Sohni, ab zum Hafen und auf dem Seeweg nach Hause."

Sohni war stets hilfsbereit und ein netter Junge. Gerda lernte Frau Vogt mit Sohn Sohni damals auf ihrer Flucht '47 in Hamburg im Zug kennen. Die Fahrräder verstaute wir im Boot und schipperten nach Norgaardholz.

"Onkel Heinz, es macht Spaß, mit dir zu fahren, kann ich auch mal später mit dem neuen Boot mit raus zum Fischen?"

"Ja, natürlich, Sohni, du kannst schon gut helfen, wie alt bist du jetzt?"

"Siebzehn, Onkel Heinz."

"Oh je, siebzehn, schon ein junger Mann."

Ich schätzte ihn so jung ein, weil er so klein war.

Im Sommer 1959 lernten wir dann einen Gast aus Kassel kennen. Zu Beginn wohnte Doktor Lehmann, er praktizierte in Kassel, bei der Familie Hinsch. Ein Original auf seine Art, dachte ich, ein Menschenkenner durch und durch. Belesen, und in jeder Notlage wußte er zu helfen und half. Schnell wurde er ein Freund unserer Familie.

Karl, mein Schwager, starb am 19.12.1961 an einer schrecklichen Krankheit. Arme Hertha, sie hat soviel durchgemacht. Die Flucht mit den Kindern, dann die Reise nach Hochspeyer, ein paar Jahre später nach Kaiserslautern, und nun der Tod von ihrem Mann. Dem Karl hat sie versprochen, niemals wieder zu heiraten. Das hat Hertha früher auch schon gesagt, als unser Vater so früh starb. Sie war damals ja erst dreizehn und muß ihn sehr geliebt haben. Ihre Kinder Ingrid, Erwin und Heinz waren ja auch schon 18, 20 und 25 Jahre alt. Sie halfen ihrer Mutter über den größten Schmerz.

Am verkehrten Ende gespart dachte ich mir, denn es stellte sich heraus, daß gebrauchte Sachen nicht immer gut sein müssen. Das Boot aus Maasholm leckte und zog Wasser an allen Ecken und Kanten. Nach drei Jahren war nicht nur das Boot ständig voll Wasser, sondern auch ich hatte die Nase voll. 1962 bestellten wir uns ein Boot in der Arnisser Werft. Die Werftstunde kostete 5,- DM. Nun kam es darauf an, wie lange die Gebrüder Modersitzky dafür brauchten. Das fertige Boot kostete dann fünfzehnhundert Mark, viel, viel Geld, mehr, als wir dachten. Der "Güldner Motor" wurde vom alten in das neue Boot gebaut. Das Boot wurde ein Schmuckstück. Jede Menge Platz, so daß ich manches Mal ein, zwei Urlauber mitnehmen konnte.

Im Sommer verdienten wir nun gutes Geld mit Aal. Die Kasse klingelte, jedenfalls für unsere Verhältnisse. Im Winter aber, wenn alles vereist war, verdienten wir keinen Pfennig. Die Unkosten aber liefen ja weiter. Gerda bemühte sich, dann mitzuverdienen. Sie nahm Arbeit an, und reinigte z.B. im Jugendheim die Zimmer. Auch in der Siedlung, in den Wochenendhäusern, gab es immer Aufgaben, die zu erledigen waren, wenn die Hausbesitzer länger die Häuser nicht bewohnten. Für die Kinder hatten wir wenig Zeit. Im Winterhalbjahr setzten sich alle, meist sonntags, an den Tisch und spielten "Mensch ärgere Dich nicht". Ingrid hatte die roten, Gisela die gelben, Gerdi die schwarzen und ich die grünen Püppchen. Die Grünen haben immer verloren. Aber die Kinder, sie freuten sich riesig, wenn sie gewannen. Groß waren die Kinder jetzt. Oft flogen meine Gedanken in die Zeit, wo ich in dem Alter war. Ingrid, zehn Jahre schon... ja, Erich Klawitter, ich habe es geschafft, mein eigenes Boot, wie du's damals gesagt hast, als ich so jung war, nur in einer anderen Gegend... aus den Gedanken gerissen:



"Daddy, du paßt ja gar nicht auf, du bist dran",  
kreischte Ingrid los.

"Ja, ich bin dran",

wiederholte ich, um Zeit zu gewinnen, dann warf ich, noch in Gedanken an der Weichsel, mehrere Püppchen um.

"Das ist gemein",

donnerte Gisela los,

"du hättest nämlich wieder verloren."

Gerdi schlichtete und bot etwas zum Knabbern an. Gern langten Ingrid und Gisela zu. Alle Aufregung war vergessen.

Zu den Weihnachtsfesten gab's auch kleine Geschenke für die Kinder. Sehr feierlich schmückte unsere Familie den Baum. Immer um diese Zeit kamen die besinnlichen Stunden. Man dachte an die Vergangenheit, an die Zukunft, an die Gegenwart, die jetzt schon eher zu ertragen war.

Der Winter `62/63 hatte es in sich. Die Bucht war dicht mit Eis, an manchen Stellen bis zu 50 cm dick. Das Fischen, so überlegten Albert und ich, mußte doch trotzdem möglich sein. Frisch ans Werk; mit einer Axt und einer Pickhacke bewaffnet, schlugen wir in Abständen von zehn Meter ungefähr 1 qm große Löcher in das Eis. Der Frost war unerbittlich, es hätte nicht viel gefehlt, und unsere Nasen wären abgefroren. Zehn Löcher mußten wir schon schlagen, um ein paar Netze auslegen zu können. Eine Stange, 10 m lang, wurde von Loch zu Loch geschoben, und am Ende mit einer Leine verbunden. Dann, jetzt mit Netzen im Schlepptau, das Ganze zurück. Manchmal spürte ich meine Hände nicht mehr, wie abgestorben. Gelohnt hatte sich die anstrengende Arbeit keinesfalls: in einer Woche lausige zwölf Fisch. Außerdem setzte das Tauwetter früher als erwartet ein.

Im März `63 dann wurde unsere Gisela konfirmiert. Nun war sie schon fünfzehn und ein kleines Fräulein. Durch eine Freundin im Mittweg, Anne Lillilund, bekam sie eine Lehrstelle in Flensburg-Weiche als Friseurin. Ab 1. April 1963 befaßte sie sich bei Frau Hartmann überwiegend mit dem Friseurberuf. Am Wochenende kam sie dann nach Hause. Für ein junges Mädchen nicht so einfach in der Fremde. Für Ingrid eine willkommene Zeit, denn immer verstanden sich die beiden nicht. Oft flogen die Fetzen, denn Gisela spielte oft die Erziehende. Das akzeptierte Ingrid nun überhaupt nicht.

"Heinz, nur noch vier Jahre, dann haben wir silberne Hochzeit",

Gerda sagte es lächelnd. Ich schmunzelte und freute mich, weil Gerdi daran dachte.

In der Siedlung brach die Zeit der Hochkonjunktur an. Es wurde gebaut wie wild. Heinrich Franzen aus Steinbergkirche, der uns das Grundstück ver-

kauf hat, baute wirklich wild. Ohne eine Baugenehmigung abzuwarten, setzte er ein Holzhaus in schönster Lage hin. Die Behörden reagierten prompt. Nach mehrmaliger Aufforderung, den Abbruch des Hauses nicht weiter aufzuschieben, ließen sie es kurzerhand durch eine Firma abbrechen. Auf dem Trümmerhaufen stellte der außer sich vor Wut geratene, Franzen ein Schild auf: "Abbruch durch Beamtenwillkür". Zornig reagierend, sprach er dann auch nicht mehr mit uns. Was konnten wir denn dafür? Es gibt eben solche und solche Menschen.

Die Siedlung baute einen Tiefbrunnen, und das war eine Gelegenheit sich mit ans Wassernetz anzuschließen. Gerd Landt-Hayen, inzwischen ein guter Freund, fragte mich dann auch. Wir brauchten für das Frischwasser nichts zu bezahlen, wenn ich ab und zu die Filteranlage, die in Strandnähe lag, durchspülen würde.

"Gerdi, da überlegen wir nicht lange",

ich sagte zu. Der verärgerte Franzen ließ aber nicht zu, die benötigte Wasserleitung über sein Grundstück zu verlegen. Nette Nachbarn halfen. Die Leitung machte einen riesen Umweg, und wir hatten Wasser. Nun sah er uns nicht einmal mehr an.

Die neue Errungenschaft, das fließende Wasser, war eine tolle Sache. Aber den Brunnen behielten wir trotzdem, wer weiß schon, was alles noch passiert.

Die Winter in diesen Jahren waren hart und lang. Gemütlich warm wurde es nur in der guten Stube und in der Küche, wo die Öfen standen. Tagtäglich mußte Ofenholz klein gehauen werden. Die Briketts lagerten wir zusammen mit dem Holz hinten im Schuppen. Für den Nachschub zu sorgen, war immer eine willkommene Gelegenheit für mich, ein bißchen frische Luft zu schnappen. Schnell wurde ich in der warmen Umgebung müde. Etwas Unangenehmes, aber eine Mütze voll Schlaf, und wenn's ein paar Minuten waren, konnte ich immer gebrauchen. Wenn dann noch der Sturm dazukam war Beten angesagt. Stundenlang saßen wir manchmal auf dem kalten Dachboden, hinderten Ziegel daran wegzufliegen, indem wir sie festbanden. Nur kein Loch ins Dach bekommen, aushalten, bis der Sturm sich beruhigte. In solchen Stunden brauchte man mindestens zehn Arme und Hände. Ohne größeren Schaden überstanden wir die Stunden und Tage.

Im nächsten Sommer hatten wir zwei ledige Damen aus Kiel einquartiert. Die beiden lagen unten am Strand und ließen fünf gerade sein. Ich ruhte mich mittags auf dem Dachboden des Anbaues auf einer Matratze ein bißchen aus, als eine der Damen aufgeregt vom Strand gelaufen kam.

"Herr Lietzow, kommen Sie schnell, am Strand baut jemand ein Floß."

Halb benommen aufgeschreckt stammelte ich:

"Ja und, die können doch ein Floß bauen, ist doch nicht verboten."

"Ja, aber von Ihren Rollen für das Boot und Ihren Tauern, er ist schon bald fertig."

Hellwach, die Leiter runter und zum Strand. Die Dame kam gar nicht so schnell hinterher. Der "Freizeitkapitän" wollte das Floß zu Wasser lassen als ich, durch die Siedlung über die Wiese hechelnd, um die Ecke kam.

"Aber sofort baust du alles wieder auseinander und legst die Rollen, Bretter und Taue wieder dort hin, wo du sie her hast, du bist ja wohl verrückt geworden!"

Ich kannte mich gar nicht wieder. Aber wenn's um mein Handwerkszeug ging, dann konnte ich unbequem werden. Murrend, ohne viel zu sagen, baute der junge Mann sein "Floß" auseinander und legte die Einzelteile wieder zurück.

"Vielen Dank fürs Wecken",  
bedankte ich mich bei den Damen.

"Schon gut, Herr Lietzow, wir passen hier schon auf."

Am nächsten Tag das gleiche. Eine Dame kam hochgerannt zum Haus:

"Herr Lietzow, jetzt schleppt der Verrückte die ganzen Sachen weiter weg und baut sein Floß dort."

Wieder rannte ich hinunter zum Strand. Als er mich sah, suchte er, nur bekleidet mit seiner Badehose, das Weite. Da kam mir die Idee. Ich nahm seine Bekleidung und sein Fahrrad mit hoch zum Haus und versteckte alles. Schon bald kam der närrisch verrückte Jugendliche ans Haus und bat um seine Sachen.

"Erst, wenn du alles wieder dort hingelegt hast, wo es war",  
spielte ich meinen Trumpf aus,  
"eher bekommst du deine Sachen nicht."

Er stoppelte und marschierte schon frierend zum Strand und räumte auf. Ein bißchen leid tat er mir schon. Aber das kann man doch nicht durchgehen lassen. Als er seine Sachen dann holte, war er eigentlich ein ganz normaler Junge, der es bei einem Streich ein bißchen zu weit getrieben hatte.

1964 kamen neue Nachbarn und siedelten sich nun bei uns an. Es waren keine Flüchtlinge so wie wir, sondern ein Fleischerehepaar aus Flensburg, das hier seinen Lebensabend verbringen wollte. Ihr Haus bauten sie dichter zum Wasser hin, damit sie über die ganze Bucht sehen konnten. Dazwischen lag nur noch die Koppel. All die Jahre waren Elfi und Willi Much angenehme Nachbarn.

Ein großes Fest kam immer näher: unsere Silberhochzeit. Vorher wollten wir noch ein schönes Badezimmer einbauen lassen, dort, wo früher die Hüh-

ner im Haus gackerten. Ein Jahr, bis 1965, mußten wir noch warten damit. Schließlich kostet das alles. Gott sei Dank liefen die Aale in diesen Jahren gut. Auch die Heringe im Winterhalbjahr waren nicht zu verachten. Des öfteren räucherte ich an Samstagen die Heringe im Ofen am Strand, um sie danach frisch zu verkaufen. Für viele eine besondere Delikatesse. Zum Einpacken der Heringe verwendeten wir immer Pergamentpapier.

"Ach, Ingrid, ich brauch dringend Papier, lauf schnell und hole von oben etwas",

bat ich sie, sie stand ein bißchen verlegen da.

"Ja, Daddy, mußst du denn so nötig?"

Alle Umherstehenden lachten lauthals los, bloß Ingrid wußte nun gar nicht, warum. Diese kleinen Anekdoten und Geschichten gab es hier am Strand am laufenden Band.

Am nächsten Wochenende, Karl Hammerich aus Glücksburg war auch gerade am Strand, mußte ich während des Räucherns schnell mal nach Haus.

"Geh man, Heinz, ich paß schon auf die Heringe auf, du brauchst keine Angst zu haben."

"Karl, das ist nicht einfach, du..."

"Heinz, nu seh man zu, ich sag doch ich paß auf."

Als ich wieder zum Strand kam, sah ich die Bescherung. Die Heringe waren um zweidrittel ihrer ursprünglichen Länge geschrumpft. So konnten wir sie nicht verkaufen. Oh Karl! Aber ich konnte ihm nicht böse sein.

Meine Wirkungsstätte unten am Strand vor der Badeanstalt, der kleine Weg zum Wasser, wiederholt war sie Anziehungspunkt für Urlauber und Campinggäste. Hier wurde geklönt und aus der Vergangenheit erzählt, sich über das Wetter gefreut oder eben gemeckert. Auch aus der alten Heimat, aus der Danziger Gegend, kamen viele Menschen und dann ging's richtig los mit dem Danziger Platt. Viele Flüchtlinge hatten sich ja in Schleswig-Holstein niedergelassen. Deshalb auch kein Wunder, daß einige sich von drüben noch kannten. Elli und Ernst Möller wohnten jetzt in Flensburg. Mit Elli hatte Gerda früher oft gespielt. Elli hatte inzwischen auch drei Kinder, erfuhren wir. Gegenseitige Besuche waren nicht selten. Viele Urlauber, die in jedem Jahr kamen, begrüßten mich mit einem fröhlichen < Hallo Heinz >, aber ich kannte sie gar nicht mehr. Die ganzen Gesichter und die Namen dazu konnte ich mir einfach nicht merken. Nach ein paar Sätzen, die hin und her gingen, wußte ich dann wieder Bescheid.

Der Wind, er legte schon wieder zu, dieser verflixte Ostwind. Er wehte entweder drei oder neun Tage und ließ nicht eher locker, bis er ganze Arbeit geleistet hat. Die Wellen schlugen so gewaltig an den Strand, wenn ich da mein kostbares Boot nicht rechtzeitig mit der Winde hochgezogen hätte,

wäre vom Boot nicht viel übrig geblieben. Der Wetterbericht mußte jeden Tag gehört werden. Wenn ich nicht zeitig vom Strand wegkam, mußten Gerdi, Gisela oder auch schon mal Ingrid das Wetter hören und dann genau aufschreiben. Das Boot war halt meine Existenz und mein Unterhalt. Oft kam die See so schnell angerollt, daß ich es kaum allein schaffte, mein Boot hochzuziehen. Anschlagen, Rollen unterlegen, hoch zur Winde, drehen, wieder runter, Rollen unterlegen, hoch zur Winde, drehen u.s.w.: jedesmal hoch zur Winde waren es immerhin so zwanzig Meter. Allein war ich aber nur im Winter, ansonsten sprangen Urlauber oder Camper mir blitzschnell hilfreich zur Seite und drehten die Winde. Das Hin- und Herrennen entfiel dann. Einen kameradschaftlichen Klaps, und die Welt war in Ordnung. Diese Situationen wiederholten sich ständig, die ganzen Jahre über. Die Routine wuchs, bestimmte Krisen oder Schwierigkeiten bekam man schneller in den Griff.

Im Sommer 1965 war es dann soweit mit dem Badezimmer. Neu gekachelt von einem Fachmann, mit einem viel zu großen Badeofen ausgestattet, waren wir alle vier recht stolz auf diese Anschaffung. Einige Ersparnisse mußten natürlich herhalten. Aber so ein Badezimmer war nun wirklich kein Luxus mehr. Als der Fliesenleger es freigab, gab's kein Halten mehr. Die Kinder probierten die neue Wanne gleich aus. Ich gestehe, ich wollte auch gern mal baden. Nun hatte die Plumpserei mit dem Plumpsklo ein Ende. Der Eimer mußte nicht mehr entleert werden. War ich froh!

Ein Hamburger Urlaubsgast brachte uns mal einen "ausgedienten" Kühlschrank der Marke Bosch mit. Wir stellten ihn im Flur auf, nicht weit von der Speisekammer. Er hielt viele, viele Jahre und tat gute Dienste.

## Die Zeit danach

Zwanzig Jahre lebte ich jetzt schon hier, im Januar 1966, und mein geheimer Rückblick rief in mir kindliches Glück, Trauer, Wut, Betroffenheit, Hoffnung und dann eine unendliche Zufriedenheit, eine innerliche Ausgeglichenheit, hervor. Ich dankte dem Herrgott auf meine ganz persönliche Art, denn ich war froh zu leben so wie ich lebte: mit meiner Familie, hier, in der neuen Heimat. Sie gab mir die Kraft für die nächsten Jahre. Ich brauchte sie, die Kraft, genauso wie meine Gerdi. Ich dankte dem Herrgott, indem ich meine ganze Arbeitskraft für uns einsetzte, für Gerdi und für die Kinder. Und Gerdi setzte sie für uns ein. Die Kinder sollten es in den wichtigen Jahren des Erwachsenenwerdens besser haben. Wir waren einfache Menschen, weil wir einfach nur lebten.

"Gerdi, in diesem Jahr hören wir auf, Zimmer zu vermieten. Das ständige Ein und Aus der Gäste, die Anforderungen, sie... ja die Gäste wollen immer mehr. Der Umbau, wir müßten zuviel reinstecken, ich hoffe, du bist damit einverstanden. Der Fisch läuft gut und wir haben unser Auskommen."

Mein Vorschlag überraschte sie nicht. Sie war schon darauf vorbereitet, obwohl ich vorher noch nichts erzählt hatte. Zehn Jahre Badegäste, es war genug.

Gisela und Ingrid quengelten von Zeit zu Zeit, weil es bei uns noch keinen Fernseher gab.

"Überall haben die Leute einen Fernseher, nur wir nicht. Warum eigentlich? Wieso kaufen wir uns keinen, es gibt so schöne Filme", nörgelte Gisela, und Ingrid stocherte nach:

"Ja, bitte Daddy, wir könnten doch auch einen gebrauchten Fernseher kaufen."

Ich gab nach und hörte mich um.

An einem Samstagmorgen, bevor ich zum Strand fuhr, um die Netze vom Vorabend einzuziehen, legte ich Gerda noch einen Zettel auf den mit Zuckerrei verklebten Küchentisch. Ich tat es oft, denn Gerda half am Strand, wann immer es ihre Zeit erlaubte. Ich schrieb < Gerdi, komme bitte um 9 Uhr zum Strand und nimm das Wechselgeld mit. Gruß Heinz >. Pünktlich um 9 Uhr war sie da. Dieser Morgen draußen auf dem Wasser, es war ein traumhaft schöner Sonnenaufgang zu beobachten. Am Horizont im Osten zeigte sich erst ein schmaler, roter Streifen, dann eine rote Sichel, um sich ein paar Minuten später als lebensnotwendige Sonne in voller Größe zu zeigen.

Schnell kam mit ihr die angenehme, wohltuende Wärme. Diese Stille am frühen Morgen auf dem Wasser, nur mit sich und der Welt, sie war Balsam für meine Seele. In dieser Freiheit zu arbeiten, wenn auch manchmal hartes Arbeiten, war ein Geschenk, das nicht jeder bekam. Ich dachte an die Arbeiter in der Stadt, in irgendeiner lauten Werkshalle, oder an die Fließbandsklaven, die zwar gut verdienten, aber von den wahren Werten im Leben nichts erfuhren.



*Rückkehr zum Strand, begleitet von einem herrlichen Sonnenaufgang.*

In Strandnähe war diese Stille im Sommer dann vorbei. Wer's nicht kannte, dachte vielleicht an einen Unfall oder an eine Kundgebung. Nein, es waren meine Fischkunden, die sich alle zeitig versammelt hatten, um die besten Fische zu ergattern. Wiederholt beschimpften sich einige lauthals, jeder auf seinem, Recht bestehend der Erste oder die Erste gewesen zu sein. Mehrere gute Freunde hatte ich, die mich jahrelang immer wieder unterstützten, z.B. beim Boot hochziehen oder beim Kistenschleppen. Oder jetzt, in dieser Traube der hoffenden Fischkunden, hatten die Freunde es irgendwie geschafft, alle zu beruhigen. Gute Freunde, ja, man spürte es, sie verlangten nie eine Gegenleistung.

An diesem Samstagmorgen kam auch unser Nachbar, Herr Scharf, aus der Wochenendhaussiedlung und wollte sich ein paar Fische bei uns holen. Rein

zufällig erzählte er von einem neuen Fernsehgerät, das er sich angeschafft hatte. Mein auffälliges Hinhören bestärkte ihn, mich zu fragen:

"Herr Lietzow, vielleicht können Sie meinen Gebrauchten..."

"Ja, oh Herr Scharf, das ist ein Zufall, gerade gestern sprachen wir von der Anschaffung eines Fernsehers, wissen Sie, die Kinder..."

Ingrid, die neben uns stand, spitzte die Ohren und lächelte. Herr Scharf überließ uns den alten Fernseher. Er lief zwar nur auf einem Programm, aber er lief.

Der achtzehnte Geburtstag von Gisela wurde etwas größer gefeiert. Man sah ihr schon an, wenn man genau hinsah, sie wurde eine Dame. Auch traf sie sich des öfteren mal mit Jungens am Strand. Ganz verborgen blieb uns das nicht. Sie half jetzt nicht mehr so häufig wie früher in dieser Zeit. Die Interessen, sie änderten sich, natürlicher Weise.

Gisela hatte wohl ihren Ulrich in diesem Sommer kennengelernt. Sie war befreundet mit ihm. Er wohnte in Flensburg und lernte bei der Post. Na ja, jedenfalls eine gesicherte Stellung. Immer öfter kam sein Auto vorgefahren, und er holte Gisela ab. Für mich schon eine Umstellung zu wissen, daß die Kinder irgendwann aus dem Haus gehen. Am wichtigsten aber war, und das meinte Gerdi auch, den für die Mädchen richtigen Schwiegersohn zu bekommen. Wir hatten das sowieso nicht im Griff. Zurückversetzt in meine Jugendzeit, dachte ich an uns damals, wie wir uns heimlich trafen. Es war nicht anders damals.

Ingrids Konfirmation im März 1967 deutete darauf hin, daß auch Ingrid nun bald eine Lehre antreten mußte. Sie trat in die Fußstapfen ihrer Schwester und begann am 1. August in Flensburg-Weiche bei Frau Hartmann ihr Berufsleben. Wie Gisela, kam sie nur am Wochenende nach Haus. Mit dem Bus bis Oestergaard, dann mit dem Fahrrad die fünf Kilometer weiter nach Norgaardholz. Besonders im Winter war's nicht immer einfach. Bei extremer Wetterlage holte ich sie schon mal von der Nordstraße ab.

In diesem Jahr nun liefen die Vorbereitungen unserer Silberhochzeit. Feiern wollten wir sie natürlich, das hatten Gerda und ich uns vorgenommen. Überlegt wurde nun, welche Gäste sollten unbedingt eingeladen werden, und welche kamen erst mal auf die "Warteliste". Nicht ganz einfach, denn keiner durfte sich zurückgesetzt fühlen. In der Gastwirtschaft Norgaardholz, bei Hansen's, sollte gefeiert werden. Emmy und Otto konnten nicht kommen. Dafür war meine Mutter, Oma Paninski, aus Kiel angereist. Das war mit ihren 88 Jahren damals eine schöne Geste. Mit zu den Gästen zählten natürlich die Verwandtschaft, Freunde und Nachbarn: Arno und Sonja Clausen, Helga und Willy Stein, Elli und Ernst Möller, Gertrud und Heine Hansen,



um nur einige zu nennen. Hertha war extra aus Kaiserslautern angereist. Die Musik gefiel allen, das Tanzbein wurde die halbe Nacht geschwungen. Horst Schumacher und Nico Clausen machten eine gute Musik, für jeden Geschmack war etwas dabei. Am nächsten Tag brauchte ich wieder eine Handvoll Tabletten, so brummte mir der Kopf.

"Gerdi, es war ein schönes Fest! Wenn ich an unsere Heirat vor 25 Jahren denke, ach, sie war auch schön. Eben anders."

"Ja, Heinz, alle waren lustig und vergnügt. Schön, daß wir gefeiert haben. Aber jetzt geht der Alltag wieder los."

Um Weihnachten rum erfuhren wir, daß Gisela und Ulrich heiraten wollten. Gisela erwartete ein Kind. Die Nachricht löste bei mir leises Entsetzen, reserviertes Verständnis und später dann Freude aus. Denn schließlich werden Gerda und ich bald Oma und Opa. Die Ereignisse überschlugen sich jetzt. Wir lernten die Eltern von Ulrich kennen. Sie wohnten im Mühlenholz in Flensburg. Am Anfang waren alle ein bißchen reserviert. Ulrichs Bruder, der Paul, fand aber immer richtig verpackte Worte. Die Hochzeit von Gisela und Ulrich wurde am 12. Januar 1968 gefeiert. Gisela hieß nun Gisela Hinz. Mutter lag zu diesem Zeitpunkt in Kiel im Krankenhaus. Sie war schwer krank. Anfang Februar besuchten wir sie dann am Krankenbett.

"Ihr Lieben, wenn ihr mich das nächste Mal besuchen kommt, dann lebe ich nicht mehr. Heinz..."

"Mutter...."

Sie starb noch im Februar, zwölf Tage nach ihrem 89. Geburtstag. An Gerdas Geburtstag, dem 27. Februar 1968, beerdigten wir meine Mutter in Kiel. Ganze Erinnerungströme lösten bei mir eine tiefe Traurigkeit und Betroffenheit aus. Haben wir sie immer so behandelt, wie sie es als Mutter verdient hatte? Maria Wilhelmine Paninski, geb. Stähs, verw. Lietzow: ein Mutterleben war zu Ende.

Ulrich fuhr uns auch wieder nach Hause.

Der Alltag zu Haus, mit all der Arbeit, lenkte ab von den Geschehnissen in den letzten Wochen. Ein Mensch geht und stirbt, ein Mensch kommt und wird geboren. Am 24. Juni 1968 erblickte unser erstes Enkelkind das Licht der Welt. Ein schönes Kind, das Gisela und Ulrich, Claudia nannten. Eine gemeinsame Wohnung konnte nicht bezogen werden, es war schwierig für Gisela und Ulrich. Alles ging so schnell. Stundenweise arbeitete Gisela noch bei Frau Hartmann in Flensburg-Weiche und Ulrich pflichtbewußt bei der Post. Zwischenzeitlich paßten Gerda oder auch mal Ingrid auf die kleine Claudia auf. Ein Jahr später dann, in Flensburg, bekamen die beiden eine

Wohnung in der Parsevalstraße. Nun war schon unser erstes Kind wieder von zu Hause ausgezogen.

Ich, Gerda natürlich auch, wir stellten uns oft in dieser Zeit die Frage, hatten wir immer die genügend wichtige Zeit für unsere Kinder aufgebracht? Hart mußten wir arbeiten, um das zu erreichen, was wir bis jetzt erreicht hatten. Wir konnten die Zeit nicht zurückdrehen. Was war, ist gewesen. Jetzt leben, jeden Tag intensiv leben. Unser zunehmendes Alter, die Bekanntschaften mit sehr verschiedenen Menschen, manche Gefahren, denen wir ausgesetzt waren, machten uns ruhiger, gelassener und auch zufriedener. Not, wirkliche Not, mußten wir jetzt nicht mehr erleben. Doch das Sparen, es ist uns in Fleisch und Blut übergegangen. Gerda, zuständig für Haus und Garten sowie für die Brennstofflagerung im Schuppen, erwies sich als sorgfältiger, wirtschaftlicher Faktor in unserer Ehegemeinschaft. Alles war noch zu gebrauchen, eine reine Frage der Zeit.

Die Monate vergingen, manches Mal kamen uns Gisela und Ulrich mit Claudia besuchen. Ingrid entwickelte sich auch schon zur Dame, immerhin war sie im Januar sechzehn geworden. An den Wochenenden ging sie schon mal zum Tanzen nach Habernis, in Clausen's Discothek, um sich zu amüsieren. Eine Beziehung zu einem Jungen ließ auch nicht lange auf sich warten. In diesen Sommermonaten 1969, es waren behaglich warme Julitage, sahen wir am Strand und rund ums Haus immer öfter Ingrids Bekanntschaft. Mit dem Fahrrad fuhr er mehrmals auf und ab, als wenn er das Dorf erkunden wollte. Wenn uns damals jemand erzählt hätte, das dieser junge Mann mal unser zweiter Schwiegersohn werden würde, wir hätten ihn Lügen gestraft. Irgendwann, eher beiläufig, stellte Ingrid dann ihren Horst vor. Er war nicht bei der Post beschäftigt, sondern machte eine Ausbildung als Maschinenbauer in Flensburg, und wohnte auch dort.

An meinen 52. Geburtstag, den 28. Juli, erinnere ich mich ungen. Meine Gäste warteten schon am Vormittag zu Haus. Pflichtbewußt belieferte ich noch schnell die Gastwirtschaft mit Fischen. Auf dem Rückweg bockte mein Fahrrad, ich flog über den Lenker und landete auf dem Gesicht, ohne mich vorher noch abstützen zu können. Blutüberströmt, geschwächt vom Schock, der mir in den Gliedern saß, torkelte ich nach Hause. Das Durcheinander bei Gerdi war perfekt.

"Du mußt sofort zum Arzt, Heinz, du blutest ja wie ein..., Gisela, lauf schnell und hol Dr. Fabian, und das heute!"

Gisela lief in panischer Angst aus dem Haus und holte Hilfe.

Als ich in den Spiegel sah, erinnerte ich mich an unseren Abschied auf dem Bahnhof von Danzig, 1941, als ich in den Krieg und Gerda verlassen mußte.

Auch damals kamen blutüberströmte Menschen aus dem Zug und suchten ihre Verwandten.

Auf einmal stand Fritz vor mir.

"...Heinz, nun halt mal still, damit ich dich verarzten kann."

Fritz war sehr vorsichtig; sie brannten wie verrückt, diese Schürfwunden. In seinem Arztbericht stand dann Folgendes. < Auf dem Weg von der Gastwirtschaft nach Haus mit dem Fahrrad gestürzt. Alkoholtest gleich negativ >. Gute Salbe und gutes Heilfleisch ließen die Verletzungen schnell abklingen. Trotzdem war er noch ein schöner Geburtstag, der 52zigste.

Gut war unser Entschluß, 1966 keine Badegäste mehr zu beherbergen. So hatten wir jedenfalls Platz für die jetzt größer werdende Familie. Wie ist es denn früher gewesen, zu Haus in Nickelswalde? Stets wurde versucht, die Familie zusammenzuhalten, indem man räumliche Probleme, wenn sie auftraten, zu meistern im Stande war. Der Zusammenhalt in einer Familie, so meine ich, ist für das spätere Leben eine gute Vorbereitung und unverzichtbar.

Anfang der siebziger Jahre hatten wir immer wieder Besuch von Arno Preller mit Mimi und Hans Maschmann mit Else aus Hamburg. Sie kamen gern in jedem Jahr, und verbrachten ihren Urlaub in der Nähe oder in Norgaardholz. Einige Male brachten sie auch noch, den damals bei Beckedorf arbeitenden, von Husen mit. Die Stunden mit ihnen werde ich immer in guter Erinnerung behalten. Das Lachen und Erzählen über die gemeinsame Zeit bei der Bergung, Anfang der Fünfziger Jahre, bei Kaffee und Kuchen, mit Blick von unserer "Seeterrasse" über die Geltinger Bucht, gehörte zu den Sommerhöhepunkten. Da ließ ich auch schon mal einen meiner notwendigen, herbeigesehnten Mittagsschläfchen ausfallen.

Meine Geburtstage im Juli waren immer besondere Anlässe für Nachbarn, Freunde, Camper und Urlauber. Nur meine Familie, insbesondere Gerda, Gisela und Ingrid, sie hatten die meiste Arbeit mit den Vorbereitungen. Ich glaube aber, sie taten es immer gern.

Zu den Sommergästen gehörte auch die fabelhafte Hedi Osten. Ihre Heimat in Bonn verließ sie für ein paar Wochen, um hier ihren Urlaub zu verbringen. Sie lebte, nach der Trennung von ihrem Mann, allein. Zu festlichen Anlässen bei uns traf sie eines Tages auch auf Herbert Gollatz, unseren Fischmeister aus Langballigau. Herberts Frau verstarb recht früh. Beide kamen sich schnell näher. Ich muß zugeben, wir hatten schon ein bißchen nachgeholfen, indem wir beide, Hedi und Herbert, zusammen einluden. Was wir erhofften, traf ein paar Jahre später dann ein. Sie heirateten, um sich in der Zukunft gemeinsam über schöne Dinge zu freuen. Sie lachten beide

gern, und gehörten zum engeren Freundeskreis. In Bonn hielt sie nichts mehr, und sie zog natürlich zu ihrem Herbert. Mit Hedi hatte Herbert eine ausgezeichnete Wahl getroffen, denn es stellte sich bald heraus, daß ihre Nächstenliebe, und ihre unerschütterliche Zuneigung und Wärme, ein Segen für ihre Umgebung waren.

Gisela und Ulrich freuten sich im Sommer 1970 auf ihr zweites Kind. Claudia war ja gerade zwei und verstand noch nicht, daß sie bald eine Schwester oder einen Bruder haben würde. Im Januar, genau am 4. Januar 1971, dann wurde ein gesunder Junge geboren.

"Heinz, wir kommen in die Jahre, schon unser zweites Enkelkind", sagte Gerda ganz spontan.

"Ja, Gerdi, solange alles gesund bleibt! Weißt du noch, wie wir damals bei Gisela, du warst ganz...",

"Heinz",

unterbrach sie mich,

"laß doch die alten Kamellen, jetzt doch nicht."

Wir schauten uns beide kurz an, dann aneinander vorbei, und schon war "unsere Welt" wieder in Ordnung. Claudias Bruder sollte Michael heißen. Viel Arbeit kam nun auf Gisela und Ulrich zu, denn Claudia, sie war lebhaft, und doch ein liebes Mädchen.

Ostern 1971 überraschten uns Ingrid und Horst dann mit ihrer Verlobung. Die Nacht zuvor hatten sie sich still und heimlich verlobt, ganz allein, nur mit engen, vertrauten Freunden. Sie kannten sich ja immerhin schon knapp zwei Jahre, aber nun diese Verlobung! Wir waren sichtlich überrascht. Später überlegte ich, wengleich es nicht stimmen muß, vielleicht war es Reaktion gegen die Erwachsenen, um gemeinsam zu zeigen:

< Schaut her, Ihr Eltern, wir mögen uns, für Euch unverstündlich, und nicht nachzuempfinden, aber wir mögen uns.> Nun lernten wir auch die Eltern von Horst kennen. Der Witz war, Horst` Bruder Wolfgang war mit Karin Möller verheiratet. Und Karin war ein Kind von Elli und Ernst Möller aus unserer Heimat, vielmehr Gerdas Heimat, Schiewenhorst. Seine Mutter betrieb ein Friseurgeschäft im Herzen der Stadt Flensburg. Wie sich kurze Zeit später herausstellte wuchs eine große Friseurfamilie zusammen. Denn nicht nur Gisela und Ingrid erlernten das Handwerk, nein, auch Karin, Wolfgang sowie Horst` Eltern frisiereten andere.

Eine kleine Verlobungsfeier, von seiten der Eltern arrangiert, gab`s dann trotzdem. Warum sollten wir uns dagegen sperren, wenn zwei Menschen sich mögen, nur weil sie noch jung waren? Schließlich war Gerda erst neunzehn, als sie mich heiratete.

An den Schwiegerkindern merkte ich nun auch, daß die Zeit sich enorm verändert hatte. Wer im Alter von achtzehn Jahren zeitgemäß keinen Führerschein vollendete, hatte schon eine Bildungslücke. Der allgemeine Fortschritt war nicht aufzuhalten. Froh konnten wir schon sein, kamen wir nun doch ab und zu mal raus, oder konnten Freunde besuchen. Die Zeit, sie war flexibler und schneller geworden. Zufriedenheit in meiner Welt, ohne Fortbildungslehrgänge, ohne sich Tag für Tag in einer Leistungsgesellschaft zu steigern, das war mein Lebensprinzip, ohne die anderen Berufe und Tätigkeiten in Frage zu stellen. Ulrich besuchte Lehrgänge der Post, um sich weiterzubilden und voranzukommen, und Horst war inzwischen beim Bundesgrenzschutz in Neustadt/Holstein gelandet.

Wieder mal am Strand, an einem Tag im Frühjahr 1972, kam Arno Clausen auf mich zu:

"Na, Heinz, wie geht`s denn so, was machen die Kinder und Enkelkinder? In diesem Jahr wollen wir wieder Urlaub machen hier bei euch. Will auch ein paar Netze heute auslegen. Wie sieht`s aus, bleibt das Wetter?"

"Joo, Arno, moin, das wird wohl so bleiben. Ist Sonja auch mit? Läuft die Praxis in Neumünster? Naja, neue Zähne brauchen die Leute ja immer."

Arno war Zahnarzt in Neumünster und besaß das kleine Häuschen, wo ich früher, nach der Flucht, eine Zeitlang gewohnt hatte. Waren sehr nette Menschen, die Clausens. Er hatte immer einen netten Witz auf Lager und war fortwährend zum Scherzen aufgelegt. Manche Urlauber stellten schon außergewöhnliche Fragen, so einmal passiert in Arnos Anwesenheit:

"Herr Lietzow, was fangen Sie denn so im allgemeinen hier?"

"Na, im allgemeinen Fische",

war meine Antwort. Arno setzte noch einen obendrauf:

"Ja, und ich bin sein Arbeitsmann und preise hier die Fische an. Hier am Strand ist der Käpt'n friedlich, doch auf See, da muß ich ran."

Der verdutzte Urlauber lächelte verlegen und wendete sich ab. Wir hatten viel Spaß miteinander, aber nicht nur mit Arno. Liebe, nette Menschen gab`s hier, so wie zum Beispiel den Hans Lill oder Hansi Martensen aus dem Dorf. Hans Thomsen, unseren Schmied, oder andere hilfsbereite Menschen. Wenn ich Hilfe brauchte, waren sie immer für mich da, besonders im Frühjahr, so im Mai, wenn ich das Boot zum Streichen an Land hatte. Zwei Wochen ungefähr mußte das Boot an Land bleiben. Zum Fischen wurde dann mein etwas kleineres Zweitboot benutzt. Hier war, wie früher, wieder die Muskelkraft der Arme gefragt, denn einen Motor hatte es nicht. Mit viel Aufwand wurde das große Boot, die STEI 3, wieder flott gemacht. Die richtige Farbe nahmen die Freunde mit aus Flensburg, wo sie ein bißchen günstiger war. Nach Beendigung der Arbeiten machte das Fischen gleich viel

mehr Spaß. So mancher Dieselkanister wurde von meinen Freunden an einer Tankstelle befüllt. Eine Füllung reichte für ungefähr eine Woche. Ungezählte Male war ich in den vielen Jahren hier am Strand ein beliebtes Fotoobjekt. Wie ein Mann vom anderen Stern, komisch, eigentümlich und sonderbar, schauten die "Großstädter" mich an. Mir war es gar nicht recht, ständig im Rampenlicht zu stehen, allerdings bekam ich hinterher häufig die Bilder zugeschickt, so daß wir uns keinen Fotoapparat zu kaufen brauchten. Einige Hobby-Fotografen vergrößerten die Bilder und schenkten sie mir. Für sonstige Schnappschüsse waren gelegentlich Ulrich und Horst zuständig.



*Tägliche Arbeit am Strand - Das Säubern der Netze*

An meiner Arbeit mit dem Fisch hatten die „Großstädter“ bestenfalls die rohe Umgangsart, wie ich Fischen den Kopf abschnitt, zu bemängeln. Ja, Urlauber sind halt Urlauber, und als Urlauber habe ich sie auch allemal behandelt. In der Regel begegnete ich den Menschen immer so, wie sie mir begegneten. Mit diesem Grundsatz habe ich gute Erfahrungen gemacht.

Bewunderung erntete Gerda immer dann, wenn sie am Strand vor den Augen der etlichen Zuschauer Dorschfilet filetierte. Mit sicherer Hand, mit scharfem Messer, sich andauernd unterhaltend, noch ab und zu den "Besuchern" einen netten Blick zuwerfend, meisterte sie ihre Arbeit vorzüglich.

Winterzeit - Flick- und Sitzzeit: die Stube wurde Netzwerkstatt. Abends beim Fernsehen entstanden neue Reusen, oder die zerrissenen Netze wurden geflickt. Mehrmals am Abend fiel mir die Nadel aus der Hand, diese Wärme im Zimmer war ich nicht gewöhnt. Der Schlaf übermannte mich dann, und Gerda paßte auf, daß ich nicht vom Stuhl fiel.

"Gerdi, diesmal schläfst du aber,"

erwischte ich sie,

"geh doch zu Bett."

Sie schmunzelte und zog die Augenbrauen blitzartig hoch. Langweilig hatten wir es nie, jeder wußte sich zu beschäftigen. Das Frühjahr nahte, die Sonne stieg höher, die Natur erwachte, und das Dorf, fing an sich zu regen. Spätestens zu Ostern hatte unser Dorf die, für die helle Jahreszeit gewohnte Betriebsamkeit wieder.

1973 war das Jahr der Ölkrise. Die großen Tanker mit ihren Besatzungen hatten keine Arbeit mehr. Die Geltinger Bucht war ein idealer Parkplatz für die Riesenschiffe. Für die Gäste und Bewohner an den Stränden eine Attraktion. Des öfteren fuhr ich mit den Gästen mal hinaus zu den Schiffen, denn sie waren ein beliebtes Fotoobjekt. Ein paar Mark für den Diesel sprangen dabei heraus. Mein kleines Boot wirkte gegenüber den Giganten wie ein Spielzeug. Welch eine Technik aus Stahl und Blech, die hier zu beherrschen war. Ich fragte mich, was passiert, wenn ein voll beladener Tanker hier leck schlagen würde, in der Bucht. Mein Lebensunterhalt wäre von heut auf morgen bedroht gewesen. Die Tanker blieben nur ein paar Jahre, und das war gut so.

Im Mai '73 zog unsere Ingrid von zu Hause aus. Anlaß zu ihrem Entschluß war eine Probeehe mit ihrem Horst. Sie fanden eine kleine Wohnung in Flensburg, in der Nähe des Hafens. Nun, nach genau 25 Jahren, waren Gerda und ich wieder allein zu Hause. Gisela mit Mann und Kindern, ebenso Ingrid mit Probemann besuchten uns bald jede Woche, häufig auch in der

Woche. Pläne für eine Hochzeit lagen wohl schon in der Schublade, denn Ingrid und Horst richteten sich wohnlich ein. Diesmal nach Absprache mit den Eltern, bestellten sie das Aufgebot zum 17. August 1973 in Steinbergkirche. Horst, inzwischen hatte er seine BGS-Zeit beendet, arbeitete jetzt bei einer Firma für Kältetechnik in Flensburg-Weiche, und Ingrid fand Arbeit beim Kraftfahrtbundesamt als Datenerfasserin. Gepoltert in Flensburg, geheiratet in Steinbergkirche und gefeiert in Norgaardholz: ein ereignisreiches Wochenende für alle. Ingrid hieß nun Ingrid Sprenger.

Für mich, und sicherlich auch für Gerda, war diese Zeit, in der wir die Schwiegersöhne kennenlernten, ziemlich turbulent. Früher lief alles seinen gewohnten Gang, nicht langweilig, aber eben doch seinen gewohnten Gang. In dieser Zeit nun kamen von den (Schwieger)Kindern überraschende Momente, positiver und negativer Art, die in das Leben eingeflochten wurden. Gerda und ich versuchten, den momentanen Überraschungen das Beste abzugewinnen. Ein paar Jahre hat sie schon gedauert, die Zeit des Kennenlernens.

Im Jahre 1975, am 15. April, wurden Gerda und ich das dritte Mal Oma und Opa. Ingrid und Horst bekamen ein Baby: die kleine Christina, ein zartes Mädchen. Horst war indessen seit vier Monaten bei der Berufsfeuerwehr in Flensburg beschäftigt.

Der Sommer `75, erreichte hohe Temperaturen. Für die Fischerei nicht so ideal, weil der Fisch sich dann in tiefere, kältere Wasserschichten zurückzog. Am Strand mußte ich schon teilweise über die Badegäste hinwegklettern, um an mein Boot zu gelangen. Meine Schwiegersöhne hatten nicht soviel für die Fischerei über, sie halfen zwar bisweilen, aber richtiges Interesse spürte man nicht. Verdenken konnte ich es ihnen nicht. Sie hatten ja beide einen Beruf, und dieser stand natürlich im Vordergrund. Die Enkelkinder waren eine Freude, alle drei. Zusammen saßen wir alle mehrmals auf der "Ostterrasse" bei Kaffee und Kuchen. Anschließend, ein altes Ritual von mir, gab es eine zünftige Zigarre zum Rauchen. Gekauft haben wir nie eine, denn zu meinen Geburtstagen bekam ich genug geschenkt. Es waren schöne Stunden im Sommer, wenn die ganze Familie zusammensaß. Häufig kam noch ein Nachbar oder ein Urlauber vorbei. Auf dem Weg zum Strand unterbrachen sie ihren Marsch und zogen es vor, sich mit uns zu unterhalten. Die Kinder machten dann Fotoaufnahmen, um später ihren Kindern diese Zusammenkünfte nahe zu bringen.

1976 wurde noch wärmer als das Jahr zuvor. Die lange Hitzeperiode machte vielen Menschen zu schaffen. Nicht nur Ältere suchten jetzt den Schatten, ebenso Ingrid war auf der Flucht vor der Sonne. Das zweite Kind von Ingrid



und Horst kündigte sich an. Die Familie wuchs unaufhaltsam. Geboren wurde Thorsten dann am 13. September 1976 in der Förde-Klinik in Flensburg. Als Feuerwehrmann durfte Horst diesmal dabei sein bei der Geburt. Früher war so etwas ja nicht möglich, es sei denn, die Kinder wurden zu Hause geboren.

"Daddy, das ist ein Erlebnis, das ich nicht beschreiben kann. Ich hatte Tränen in den Augen. Ein totales Wunder, so eine Geburt."

Horst war sichtlich glücklich über das zweite Kind. Wir freuten uns mit ihm. Giselas Claudia war schon in der Schule, wie bloß die Zeit vergeht!

Bis zum Frühsommer passierte nichts Aufregendes. Hier und da gab es die üblichen kleinen Zänkeleien in unserer großen Familie. An ihnen, an diesen kleinen Zänkeleien aber, wächst eine Familie und versteht es, Konflikte auszutragen. Das, glaube ich, ist entscheidend für einen Zusammenhalt einer Familie.

Der Frühsommer 1977 brachte nun eine neue Überraschung für mich. Wie gewohnt, wollte ich an einem Morgen um drei Uhr aufstehen und zum Fischen fahren. Vor dem Klingeln des Weckers, wachliegend, verspürte ich Schmerzen im Unterleib. Ich überlegte, woher diese Schmerzen kommen könnten. Sie zogen, anfangs noch an der linken Seite, nach rechts und wurden immer schlimmer. Verflixt, dachte ich, wenn das nun schlimmer wird, wer holt mir die Netze rein? Egal, ich mußte noch raus aufs Wasser und die Netze einziehen. Auf dem Wasser, bei der Arbeit dann, schüttelte es mich wie Espenlaub, Brechreiz gesellte sich dazu, und meine Vorahnung bestätigte sich an Land. Hilfsbereite Urlauber halfen mir noch, das Boot in Sicherheit zu bringen. Ich konnte nichts mehr anfassen, geschweige denn etwas hochheben, solche Schmerzen hatte ich. Fritz diagnostizierte: der Blinddarm ist's.

"Heinz, du mußt sofort ins Krankenhaus, ich rufe dir ein Taxi."

In der Diako mußte ich meine Personalien abgeben. Eine nette Schwester fragte nach dem Geburtsort. Nickelswalde bei Danzig gab ich richtigerweise an. Alles andere mußte nun warten, denn die Schwester kam auch aus der Gegend und erzählte nun ihre Geschichte. Meine Schmerzen, sie meldeten sich jetzt nur noch alle paar Minuten, so unterhaltsam war unser Gespräch. Da, wieder so ein Stich:

"Schwester, ich glaube, es wird schlimmer."

Sofort rollte man mit mir im Eiltempo durch das Gebäude. Im OP nahm ich bloß noch ein paar Klappergeräusche wahr, bevor ich fest und tief einschlief.

Ohne Blinddarm aufgewacht, aber voller Schmerzen in den Gelenken, nahm ich meine Umwelt langsam, und immer deutlich werdender, auf. In den

Tagen danach, beim Lachen kündigten sich spürbare Schmerzen an, ging's mit mir wieder bergauf. Der Besucherstrom in meinem Krankenzimmer, er war herzergreifend, schon ein bißchen peinlich den anderen gegenüber, die mit mir im Zimmer lagen. Alle kamen sie und besuchten mich, sogar Horst, während der Arbeitszeit, mit weißem Kittel. Er fuhr Krankenwagen, ja, auch eine Tätigkeit eines Feuerwehrmannes. Langeweile hatte ich nur nachts, wenn ich mal nicht schlafen konnte.

Hertha, meine liebe Schwester, in diesem Sommer für ein paar Wochen in Norgaardholz, besuchte mich natürlich auch. Nach zehn Tagen durfte ich bei einer vierwöchigen Schonzeit das Krankenhaus wieder verlassen.

"Herr Lietzow, wirklich diese Zeit einhalten, es ist wichtig für die Heilung, versprochen?"

Der Arzt, die Schwestern in der Diako waren alle nett zu mir, deshalb nahm ich seine Warnung auch ziemlich ernst.

"Herr Doktor, ganz gewiß, ich werd's beherzigen, ich möcht doch wieder fischen, ich meine danach."

Alle lächelten mir zu und wünschten mir alles Gute.

Zu Hause fühlte ich mich noch am wohlsten. Jetzt hatte ich genügend Zeit, zusammen mit Hertha und Gerda unser Land und das Haus in einer ruhigen Art und Weise zu betrachten, die schöne Aussicht auf das blaue Wasser vom Grundstück aus. Der Sommer, er spielte mit, und so saßen wir manches Mal stundenlang, mit Blick zur Geltinger Birk, auf der Bank, die unsere Mutter auf der Flucht mitgebracht hatte. Wir sprachen viel von "zu Haus" in diesen Wochen. Von der Weichsel, von den Dörfern Schiewenhorst und Nickelswalde, mit wunderschöner Natur umgeben.

"Wie mag es dort wohl aussehen, Hertha?"

"Heinz, sei still..., wenn ich an alles denke, ich meine zurück, nein, es ist vorbei, ja Erinnerungen, nicht mehr."

Gerda mühte sich in Haus und Garten, natürlich auch um mich. Kleinere Arbeiten übernahm ich schon wieder. Die Muskeln erschlaffen ziemlich schnell, wenn sie nicht gefordert werden. In diesem Jahr feierte ich meinen 60., und bis dahin mußte ich wieder richtig fit sein. Es klappte, dank guter Pflege und meines eisernen Willens, gesund zu werden. Ein Geschenk ganz besonderer Art brachten mir Greta und Uwe Lund, jetzige Besitzer der Gastwirtschaft. Ein gemaltes Bild von mir, von Ernst Koziol 1976 gemalt, das sie solange in ihren Räumen hängen ließen, bis zu meinem 60. Ein wenig peinlich war's mir schon. Die Feier bei uns im Hause, manchmal ein bißchen eng, aber gemütlich. Viele Freunde, Nachbarn und Bekannte waren gekommen, um mir die Hand zu schütteln. Sogar einen neuen Plattenspieler

hatten wir jetzt. Die Kinder legten abends alte und neuere Musik auf den "Teller".

Im Anschluß an die große Feier fuhr mein Boot STEI 3 mit seinem Kapitän wieder hinaus aufs Meer. Meine Fischkunden freuten sich mit mir, denn sie bekamen jetzt wieder frischen Fisch auf den Tisch. Endlich wieder das spritzende Wasser rings um mich herum, das Motorengeräusch, die gleichmäßig stampfenden Kolben, das Geschrei der Möwen: für mich war's Musik, die während der Fahrt ständiger Begleiter war. Die leichte Schaukelbewegung, die mir so in Fleisch und Blut übergegangen war, in der Ferne am Leuchtturm war die Autofähre "Gelting Syd" schon zu sehen. Wenn sie dann einen Bogen machte, und in Richtung Süd-Ost die Gelting Mole ansteuerte, wurde es für mich höchste Zeit, an Land zu fahren. Wiederholt gab es mal eine Verspätung, unangenehm, aber nicht lebensgefährlich. Gerdi murzte bloß etwas:

"Heinz, wo warst so lange, die Leute warten schon und...",

"Gerdi..., Hallo und Moin zusamm, geht glick los."

Schnell das Boot vertäut, Fisch raus aus dem Boot, die Waage stand schon wiegebereit auf einer Fischkiste, und dann ging's los. Ein Sommer wie der andere. Nie langweilig. Ich lernte Menschen kennen, sie lernten mich kennen. Unbewußt nahm ich all diese Begegnungen und Erfahrungen in mich auf.

In diesem Jahr 1978 ging unser Fritz in den Ruhestand und übergab seine Praxis an Dr. Schmidt. Wichtig für Norgaardholz, denn einen guten Arzt in der Nähe zu haben, ist eine Menge wert. Am Anfang ein bißchen Skepsis bei den Dorfbewohnern, aber durch eine menschliche, fürsorgliche Arbeit an seinen Patienten, legte man diese Meinung schnell ab.

Gisela und Ulrich hatten in ihrer schönen Wohnung im Franz Liszt Hof in Flensburg alles praktisch eingerichtet. Die Kinder wuchsen und brauchten natürlich auch mehr Platz. Ingrid und Horst kauften sich im Herbst 1978 ein Haus an der Gerhart Hauptmann Straße in Flensburg. Sie fingen an, es nach ihren Vorstellungen um- und auszubauen. Durch seinen erlernten Beruf konnte Horst ja viel selberrichten und wurde von seinen Kollegen kräftig unterstützt. Im Schneewinter `78/79 zogen sie am 2. Januar ein. Neue Dörn, neue Görn bewahrheitete sich bei den beiden. Am 26. Januar 1980 wurde unser fünftes Enkelkind, und Ingrid und Horst ein drittes Kind, geboren. Der kleine Oliver, er war ein Prachtkerl. Gisela half dann noch, die anderen Kinder passen, als Ingrid ins Krankenhaus mußte. Gerda und ich, wir waren froh, daß alle es gut überstanden hatten.

Zeitweise tauchte ich ein in Gedanken, egal wo ich mich gerade befand. Fernab von meinem momentanen Aufenthaltsort, nah im fernen Nickelswalde. Meine Kindheit, die ich ganz intensiv erlebt hatte, blitzte vor meinen Augen mitunter wieder auf. Mir bekannte Stellen waren plötzlich zum Greifen nah. Liebe Menschen, Tiere, die Landschaft und das Wasser in der Bucht von Danzig, lebendig vor meinem geistigen Auge, unbeschreiblich schön und groß. In diesen Stunden, in Wirklichkeit nur Sekunden, spürte ich Freude, um danach den letzten Tag in meiner Heimat, den Tag am Ende meines letzten Heimaturlaubes, in Gedanken in Richtung Norwegen zu verlassen. Warum das alles? Ungezählte Male hatte ich mich das gefragt. Wenn ich dann allein war, auf dem Wasser oder am Strand, ich geb's zu, manchmal hatte ich feuchte Augen, dann eben nicht vom Seewasser. Doch hier in Norgaardholz fanden Gerda und ich eine zweite Heimat. Mit viel



*Natur pur - Zeit zum Träumen*

Glück, Ausdauer und durch Hilfe der Nachbarn, wie viele andere Flüchtlinge, hatten wir es geschafft, uns eine neues Zuhause aufzubauen. In einer Zeit groß geworden, wo man die wahren Werte noch schätzen lernte, mußte unsere Generation erleben und lernen, mit dem "Wirtschaftswunder Deutschland" umzugehen. Gerda und ich schafften es nicht immer, und trotzdem sind wir zufrieden und glücklich.

...abends, todmüde schlief ich mit diesen Gedanken beruhigt ein, dabei mit einem Ohr dem Wind vor der Tür lauschend.

Nicht nur abends, auch mittags schlief ich fest und tief in diesen Jahren. Morgens um drei Uhr begann mein Arbeitstag. Netze wurden eingeholt, häufig voller Quallen, besonders in warmen Sommermonaten. Schwerstarbeit war angesagt. Vormittags am Strand der Verkauf und das Klarmachen der Netze für den abendlichen Einsatz. Beim Mittagessen fiel mir nicht nur einmal die Gabel aus der Hand. Von der Müdigkeit überfallen drohte mein Kopf auf den Teller zu fallen.

"Heinz",

ein lauter, aber herzlicher Ruf meiner Gattin, ich war wieder fit, jedenfalls für ein paar Minuten. Nach dem Essen noch schnell Fische in die Siedlung gebracht, schließlich durfte ich meine Kunden nicht enttäuschen. Schon halb schlafend, stolperte ich dann ins Bett. Eine Mütze voll Schlaf, meist eine Stunde, und ich war wieder gut drauf. Kaffee trinken, bei schönem Wetter natürlich auf unserer Ostterrasse, eine von den geschenkten Zigarren, die Arbeit rief, die Netze mußten wieder ausgelegt werden. An vielen Tagen waren wir dann bis abends um zehn in Gang. Eine halbe Nacht Schlaf, um drei Uhr klingelte der Wecker. Diese Jahre, vollgepackt mit Arbeit, die Zeit, ich hätte sie nicht zurück haben wollen. Bewegung, das Schmieren der Gelenke, Zufriedenheit, das geht nur über die Arbeit, bisweilen ein bißchen viel.

Dr. Schmidt praktizierte nun schon zwei Jahre hier und hatte gut zu tun. Aus anderen Dörfern kamen die "Kranken" und ließen sich gern von ihm behandeln. Er brauchte Verstärkung. Seine Frau, Dr. Angelika Schmidt, half ihm, und beide machten in einer Gemeinschaftspraxis wirklichen Dienst am Patienten, in einer vorbildlichen Art und Weise.

Anfang der achtziger Jahre stellten Ingrid und Horst hinten auf dem Grundstück einen gebrauchten Wohnwagen auf. Sehr begeistert waren wir nicht von der Idee, konnten der Sache dann etwas Gutes abgewinnen, weil sie mit den Kindern den Sommerurlaub bei uns verbrachten. Wenn alle Kinder und Enkelkinder hier waren, wurde es im Haus ein bißchen eng, deshalb bereinigte sich unsere anfängliche Zurückhaltung von ganz allein. Schließlich waren die Kinder sehr hilfsbereit, Gisela, Ulrich, Ingrid und Horst. Wenn wir etwas auf dem Herzen hatten, wurde nicht lange gefackelt, sondern es wurde erledigt. Das Fahren, hier und da hin, bei Einladungen, übernahmen sie immer gern. Ohne Auto war man in den Jahren der Technisierung wirklich aufgeschmissen. Horst half sogar mit seinem Kollegen Günter Friedrichsen, das Dach neu eindecken. Über dreißig Jahre hatte es gut gehalten,

jedem Sturm getrotzt. Durch die Mithilfe kamen wir in der Endabrechnung natürlich wesentlich günstiger.

Das Bauwerk von Karl Hammerich, der Schuppen mit der roten Tür und der Dachpappe, ja, an ihm nagte der Zahn der Zeit. Die Bretter lösten sich und eine Sanierung...? Nein, das hätte sich nicht gelohnt.

"Daddy, wir machen Nägel mit Köpfen. Wir bauen einen ganz neuen Schuppen. Jockel, mein Kollege, ist gelernter Zimmermann, der kann mir helfen, das heißt ich kann ihm helfen."

"Ja, Horst, wenn du meinst, aber wird das nicht zuviel Arbeit für dich?"

Er ließ sich nicht beeinflussen, und baute zusammen mit seinem Kollegen einen stabilen Schuppen, dort, wo der alte stand. Er wurde größer und geräumiger.

In diesem Jahr 1983 wurde meine Gerda nun auch schon sechzig Jahre alt. Eine Überraschung machte die Runde. Ursula, ihre Schwester aus Dresden, wollte sie besuchen kommen. Leider durfte ihr Mann Manfred nicht ausreisen. Die beiden hatten viel Ähnlichkeiten, nicht nur äußerlich. Für eine Woche war sie bei uns, länger war laut Visum nicht erlaubt. Das nächste Mal wollte sie dann ihren Manfred mitnehmen, in der Hoffnung, daß sich die Bestimmungen lockern würden.

Ingrid und Horst wollten ein viertes Kind, und entwickelten sich zu Helfern des Jugendamtes Flensburg. Nach reiflicher Überlegung, und in Absprache mit Christina und Thorsten, Oliver war ja erst drei, nahmen sie ein Pflegekind an. Der kleine Björn war erst 2 Jahre alt, als seine leibliche Mutter ihn nicht mehr passen konnte. Im März 1984 zog er ganz bei Ingrid und Horst ein. Nun waren sie zu sechst.

Ein trauriges Ereignis im Frühjahr 1985: Ganz plötzlich verstarb Theo, der Vater von Horst, an Herzversagen. Am 30. April 1985 war es genau. So unerwartet aus dem Leben gerissen, es war für die engsten Angehörigen, für Christel und die Kinder, ein großer Schock. Wir waren bedrückt und traurig von dem frühen Tod; erst zweiundsechzig, stand Theo ja kurz vor der verdienten Rente.

Der Vater von Ulrich lebte ja auch schon nicht mehr. Irmgard, Ulrichs Mutter und Ulrich, sie mußten ihn damals noch lange pflegen. Eine aufopferungsvolle und christliche Arbeit, die man gar nicht hoch genug einschätzen kann.

Menschen gingen und Menschen kamen, so war es eben, bleiben wird es immer so. Gefühle der Traurigkeit und der Freude wechseln ein ganzes Leben lang einander ab. Gerda und ich, ja, ja, wir hatten schon mal ein Zwicken irgendwo, vergaßen die nächsten Tage, wo das Zwicken herkam,

und gingen unserer Arbeit nach. Ein Zwicken ganz besonders heftiger Art verspürte ich am 10. November 1985 am Strand, in der Nähe meines Bootes.

## *Eine neue Entdeckung*

Der Wind wehte schon die ganze Woche kräftig, und deshalb konnte ich den Abend zuvor nur ein paar Lachsnetze auslegen.

"Gerdi, ich hole heute morgen nur eben die Netze rein. Um 9 Uhr können wir dann schön frühstücken."

"Ja, Heinz, ist gut, komm nicht wieder so spät, und laß dich nicht aufhalten."

Im November eher unwahrscheinlich, im Sommer ja; häufig wurde ich im Sommer angesprochen und hatte mich versabbelt. Der Fang war nicht zum Reichwerden. Einen Lachs hatte ich im Netz. Das Boot hochgeschleppt, sicher ist sicher, das Wetter spielte uns mitunter einen großen Streich. Da niemand am Strand war, mußte ich die Arbeit des Hochschleppens allein machen. Die Zeit lief mir davon. Ich dachte an Gerda. Den Korb mit meinem Fang abgestellt, wollte ich noch schnell die Ölhose ausziehen, da passierte es: Wie ein Brummkreisel drehte ich mich auf der Stelle, eine Übung für eine junge Schlittschuhläuferin, aber nicht für mich. Ohne mich festhalten zu können, schlug mein Körper zuerst mit dem seitlichen Oberschenkel auf dem Erdboden auf. Ein Schmerz, als wenn mein Körper in der Mitte auseinanderbrach. Ein Schrei, und dann war alles ruhig. Niemand da, der mich hören konnte. Weiterschreien hatte also keinen Zweck. Meine Sinne erst einmal sortieren und überlegen, was zu machen war. Nichts, gar nichts konnte ich unternehmen, ich lag wie gelähmt da. Meine Uhr zeigte kurz vor Neun.

In der Hoffnung, entdeckt zu werden verharrte ich in den warmen Ölkla-motten. Um halb zehn dann, endlich, hörte ich Stimmen. Anna und Albert Pieck kamen am Strand vorbei und nahmen mein Rufen wahr.

"Mensch, Heinz, was machste, soll'n wir helfen?"

flüsterte Albert.

"Ich hol schnell mal Hilfe, Heinz. Albert, bleib bei Heinz!"

Anna übernahm das Kommando. In Windeseile verbreitete sich die Nachricht im Dorf. Noch bevor der Rettungswagen aus Steinbergkirche eintraf, stand eine Traube mitfühlender Menschen um mich herum. Alle redeten auf mich ein und meinten es gut. Gerda auch.

Von Schmerzen ganz benommen, nahm ich bloß Gemurmel wahr, mir war alles egal. Mein Boot, die Netze, der Lachs, mir war alles egal, die Schmerzen mußten weg. War das mein Ende? Mein unerschütterliches Gemüt bekam einen Knacks. Nie zuvor der Gedanke, ja, früher im Krieg, und jetzt



war er da, der Gedanke an den Tod. Die Worte von Anna Pieck, sie hatten mich schon berührt.

"Heinz, du wirst es nicht glauben, aber meine Mutter hat sich auch den Oberschenkelhals gebrochen und liegt damit schon sechs Jahre zu Bett."

"Schöne Aussichten",

keuchte ich, kein Umstehender verstand es.

Die Rettungssanitäter in ihrem fahrenden OP gingen schonend mit ihrem Patienten um. Ich kannte sie, und sie kannten mich. Während der Fahrt nach Flensburg ins Krankenhaus unterhielten sie mich und lenkten mich ab von den Schmerzen. Sie wurden tatsächlich weniger.

Im Krankenhaus stellte sich nun heraus, daß es "nur" ein Oberschenkelbruch war, der Oberschenkelhals war nicht beschädigt. Gute Heilungschancen also. Noch vor der Operation hämmerte ich mir die Worte ein, die ich nun jeden Tag im Stillen wiederholte: < Heinz, du darfst nicht schlappmachen, erinnere dich an den Krieg, an die Flucht, so oft warst du in Gefahr, hast dich nie unterkriegen lassen. Was werden die Kinder denken, wenn ich hier krepriere. Nein, Heinz, du wirst wieder zum Fischen fahren. Der eiserne Wille wird siegen, siegen, siegen >.

Gleich die ersten Tage nach meiner Verlegung auf Station, ich lag jetzt im Franziskus Hospital, bekam ich wieder, wie damals in der Diako, reichlich Besuch. Ich war froher Dinge, nur meine Verwandtschaft wirkte verzweifelt. Sie versuchten aber, mir gut zuzureden; ob sie es selber glaubten? Ich zweifelte. Nur ich wußte ganz genau, daß mein Boot mich wiedersehen würde. Die Besucherströme an meinem Bett ließen die Zeit nicht lang werden. Entgegen meiner Vorstellung, Langeweile war mir verhaßt, hatte meine unermüdliche Ausdauer die Oberhand behalten. Mit einer Gemütsruhe wartete ich auf meine Entlassung. Viele nette Leute lernte ich hier im Krankenhaus kennen. Die Ärzte, an der Spitze der Oberarzt Dr. Haferkamp, die Schwestern, alle waren überaus höflich und hilfsbereit.

Weihnachten war es dann soweit: ich wurde entlassen, und gehfähig nur mit Gehhilfen, zwängte mich der nette Taxifahrer in sein Gefährt und fuhr mich gen Heimat. Zuerst zum Strand, dachte ich. Als wenn der gute Mann Gedanken lesen konnte, lenkte er sein Auto in Norgaardholz nicht rechts ins Dorf, sondern links zum Strand. Da lag mein Boot, alles sauber aufgeräumt von den vielen Freunden. Jetzt bin ich einmal hier, jetzt geht's auch wieder zum Fischen, irgendwann.

Der Taxifahrer hatte sich bloß verfahren. Er drehte und fuhr mich nach Hause.

Zu diesem Zeitpunkt machte ich eine lebenswichtige Entdeckung, für mich eine neue, alte Entdeckung. Der Wille eines Menschen, er kann nicht nur

Berge versetzen, sondern zur Heilung einer Krankheit oder Verletzung einen wesentlichen Teil beisteuern. Immerhin war ich schon 68 Jahre alt, und manch einer hätte sich mit seinem Schicksal abgefunden. Ich nicht. Ich wollte leben, fischen, arbeiten. Denn eins war gewiß: wenn ich ans Bett gefesselt sein würde, vielleicht fortwährend, das wäre mein Ende. Ich zog es vor zu kämpfen, wenngleich dieser Kampf mir schwer fiel.

In dieser Ruhezeit der Heilung dachte ich über dies und jenes nach. Hätte Gott den Menschen doch nur einen stärkeren Willen und Glauben gegeben, wünschenswert für all die Menschen die durch eine Sucht irgendwann vor Schicksalsfragen gestellt werden, leben oder sterben?

Bei einem der zahlreichen Besuche meiner Gerdi sagte ich ihr:

"Gerdi, wenn jemand unzufrieden ist mit sich und "seiner Welt", der müßte für einen Monat ins Krankenhaus gehen, freiwillig, danach fühlt er sich wohler und gesünder."

"Ja, Heinz, na, das stimmt."

Gerda war häufig den ganzen Tag bei mir. Die Oberschwester brachte ihr sogar einen Liegestuhl, damit sie sich mittags langmachen konnte. Einmalig hilfsbereit waren sie, die Schwestern und Ärzte.

Aber jetzt endlich wieder zu Hause, gerade recht zum Weihnachtsfest. Im neuen Jahr mußte ich zweimal die Woche mit dem Taxi ins Krankenhaus fahren, um mich durch die verordneten Bewegungsbäder zu quälen. Ich quälte mich, mit den Gedanken schon wieder auf dem Wasser.

Am 1. April war es soweit, nach fünfmonatiger Pause: Ich machte STEI 3 seklar. Alle waren voll Bewunderung über meine schnelle Heilung. Mein Wille hatte mir geholfen. Eine neue, alte Entdeckung.

Eine neue und wichtige Entdeckung war für uns das Telefon. Nach meinem Unfall hatte Ulrich darauf bestanden, daß wir eins bekämen. Ich stellte nun auch die Überlandfahrten mit dem Fahrrad ein. Wenn die Leute frischen Fisch wollten, mußten sie eben zum Strand kommen, für mich war es zu kräfteraubend geworden.

## *Ein neues Jahrzehnt*

Mit frischem Wind steuerte ich auf die siebzig zu. Wochen zuvor liefen die Vorbereitungen für das große Fest. Man kann sich ja nicht lumpen lassen. Man lebt nur einmal. Die Kinder allesamt bereiteten die Feier vor. Ein paar Tage vorher verspürte ich den Drang, an alle Verwandten und Bekannten zu denken:

Hertha, und Erwin mit seiner Doris in Kaiserslautern; Ingrid, die Schwester von Erwin, mit ihrem Pat in Amerika; Heinz, Herthas Ältester, er war früh an einer heimtückischen Krankheit gestorben; Renate, seine Frau, stand mit den drei Kindern plötzlich allein. Sind es gottgewollte Vorsehungen? Niemand weiß es. Gerhard, der Sohn von Emmy und Otto in Andernach; Erika, die Tochter von Emmy und Otto - beide lebten ja schon nicht mehr - mit ihrem Horst in Norderstedt; Emma und Karl Hammerich aus Glücksburg, beide waren sie schon tot. Fiede mit Karin, sie hatten damals Zwillinge bekommen; Linda und Andreas. Bei einem Motorradunfall kam der Andreas - zwanzigjährig - ums Leben. Für seine Familie ein harter Schicksalsschlag. Warum über den Tod schweigen? Von ihm können wir lernen, gelassen und zufrieden zu leben. Ursula und Manfred in Dresden. In all den Jahren hatte ich so viele liebe Menschen kennengelernt. Einige holte viel zu früh der Tod. Alle mir wichtigen Menschen, die ich bis jetzt kennengelernt hatte, jeden namentlich zu nennen, würde den Rahmen sprengen. Alle haben dazu beigetragen, daß ich mein Leben bis zum siebzigsten in Zufriedenheit und Gesundheit, mit kleinen Abstrichen, leben konnte.

Zur Feier, bei Jessen in Gintoft, waren die geladenen Gäste froh gestimmt erschienen. Die Enkelkinder führten, zur Freude aller, ein musikalisch eingebautes Stück vor. Ilse Land-Hayen trug mit den Gästen ein selbstverfaßtes Lied vor. Horst spielte auf seiner Orgel und sang sogar dazu. Das Essen, die Stimmung und der bewegliche Teil des Abends ließen das Fest unvergeßlich werden.

Ich stellte fest, auch das Leben nach siebzig konnte zufrieden und glücklich gestaltet werden. Die Arbeit, ja, ich geb`s zu, sie wurde ein bißchen anstrengender. Die Pausen bei den Gartenarbeiten, ja, sie wurden schon etwas länger. Gerdi hatte aber alles im Griff. Unser Garten war ein Prachtstück, Jahr für Jahr. Von vielen wurde er bewundert. Das Heckeschneiden und Rasenklippen übernahmen häufig die Kinder.

Claudia und Michael begannen, sich für das andere Geschlecht zu interessieren. Ein ganz normaler Vorgang. Die Familie nahm zusehends an Umfang zu.

Am 17. August 1990 heiratete die Claudia ihren Bernd. Nun hieß sie nicht mehr Hinz, sondern Claudia Pötzl. Am gleichen Tag feierten Ingrid und Horst ihren 17. Hochzeitstag. Ein großartiges Fest mit vielen Gästen und in geschmackvoller Umgebung, der Wasserslebener Bucht. Bis in die frühen Morgenstunden hielten wir aus. Den nächsten Tag eine ausgedehnte Mittagsstunde, und der verlorene Schlaf war aufgeholt.

Die Heirat hatte ihren Sinn, denn am 1. September 1991 wurde uns durch Claudia und Bernd unser erstes Urenkelkind geboren, eine glückliche Stunde in unserem Leben. Wir waren stolz. Das gesunde Kind erhielt den Namen Marie Christin.

Die verschiedenen Eigenschaften der Menschen führen ja oft zu einem versteckten Kleinkrieg, so auch zwangsläufig in Familien. Ja, auch in unserer Familie, gewünscht oder nicht, gehofft hatten wir immer, daß uns eine Familienkrise erspart bleibt. All die Jahre sind doch in, jedenfalls äußerlicher Harmonie verlaufen. Ruhe und Frieden wünschten wir uns, Gerda und ich, denn von Krieg und Unruhe hatten wir genug. In der Ruhe liegt die Kraft. Die Kraft brauchten wir jetzt, mehr als je zuvor.

Das wohl Unvermeidliche, für alle Beteiligten eine Hiobsbotschaft, trat ein: Gisela und Ulrich wollten sich trennen. Jeder zog es vor, seinen eigenen Weg zu gehen...

"...Gerdi",

sie konnte es nicht hören, denn sie schlief noch morgens um drei Uhr. Ich glaubte zu träumen, drehte mich, ging ums Haus, schaute hinten im Schuppen nach und wurde jetzt immer wacher. Es scheint, ja, das ist doch nicht möglich, mein..., ich runzelte die Stirn, schob meine Mütze in den Nacken und krauelte meine Stirn. Es half nichts, mein Fahrrad war nicht da. Es war weg. Gestohlen? Konnte ich mir nicht vorstellen. Hier in unserem Dorf gestohlen? Mein treues Gefährt über viele, viele Jahre, der schöne breite Gepäckträger! In der Hoffnung, es am Strand zu finden, "lieh" ich mir Gerdas Drahtesel aus. Nichts, kein Fahrrad zu sehen. Auch in den Tagen und Wochen danach tauchte mein Unikum nicht wieder auf. Wenn's ein teures Reiserad gewesen wäre, ja, dann könnte ich es noch verstehen - nein, auch dann nicht - aber so ein alter Schinken! Mit langen Touren würde der diebische Benutzer keinen Spaß haben. Nie wieder hatten wir etwas von dem Fahrrad gehört oder gesehen.

Ein für uns großes Fest näherte sich stetig. Die Kinder waren Monate vorher mit den Vorbereitungen beschäftigt. Ein geeignetes, geschmackvolles Lokal auszusuchen, erwies sich als erste Hürde. Mit Glück, anerkannt in Stadt und

Land, konnten wir das Strandhotel "Ernst" in Neukirchen für unsere goldene Hochzeit "mieten". Der Küchentisch war Versammlungsort für einige Gesprächsrunden. Meinungen wurden ausgetauscht, manchmal sehr verschiedene Gedanken, wie wir das Fest gestalten sollten. Mit Elan und Freude richteten sich dann unsere Unterhaltungen auf die nun zu erstellende Gästeliste. Radiergummi und Bleistift waren die wichtigsten Arbeitsgeräte. Ich freute mich auf das Fest, zumal die Planung und Vorbereitungen in den Händen von Gerda und den Kindern lagen. Bruno Zach war unser Wunschmusiker. Er konnte zusagen.

Wieder überkamen mich in diesen Sommermonaten die spontanen Rückblicke in meine Heimat Nickelswalde. Mal im Garten, mal am Strand, irgendwo im Dorf fielen diese Erinnerungen über mich her. Angenehme und gleichzeitig wehmütige Erinnerungen, die vor meinen Augen meine damals kleine Welt ganz groß und phantastisch erschienen ließ.

...die Menschen in der Heimat, sie hatten so eine warme, herzliche Art. Ein Spruchband zeigte sich vor meinen träumenden Augen; ob ich's mal irgendwo gelesen hab, ich weiß es nicht, es stand auf diesem Band, - hab die Menschen gern, so wie sie sind. Andere gibt es nämlich nicht - .

Die Sprache eigentümlich und mir heute noch geläufig.

Die Sache wurde "ernst", noch ein paar Tage, dann war es soweit. Ich glaube, die Kinder und Enkelkinder waren viel aufgeregter als wir, das goldene Paar.

Die Sitzordnung stand, nachdem die Gäste auf dem Papier bestimmt zwanzig Mal umgesetzt wurden, endlich und endgültig fest. Gerda und mich ausgeschlossen, versammelten sich auf dem Zeichenpapier wohl geordnet 54 Personen. Der Tag, unser große Tag, brach an. Die Fischfanggeräte hatte ich für diese Tage eingemottet. Liebe und nette Gäste, aus allen Teilen ange-reist, versammelten sich wohl schon vor dem Gotteshaus in Steinbergkirche, als wir, nett angezogen, draußen auf dem Hof vor unserem Haus auf die Fahrt mit dem Auto warteten.

"Gerdi, da stimmt was nicht, Horst und Ingrid gehen so aufgeregter hin und her."

"Na, Heinz, ich weiß nicht, ja, meinst du, deine Krawatte... so jetzt sitzt sie." Gerda achtete auf alles. Was wäre ich ohne sie.

"Heinz, da kommt, aber das ist doch wohl nicht für uns ge..."

Ich war sprachlos, und alle merkten es. Um die Ecke bog ein kleiner, gelb-schwarzer Oldtimer aus dem Jahre... .

"Naaa",

freute sich Horst sichtlich,



*Die Überraschung war perfekt - Unser Hochzeitsauto*

„Nun steigt mal ein, er wird euch zur Kirche fahren.“

Alle Umstehenden, Doris, Erwin, Hertha, Ingrid und die Enkelkinder freuten sich still und waren wohl gespannt auf unsere Reaktion.

Wir bekamen kein Wort über die Lippen, gerührt von dieser Überraschung feuchteten sich unsere Augen. Gerda kramte, bevor wir einstiegen, noch in ihrer Handtasche, wohl nach dem Taschentuch suchend. Hinten am Fenster war ein Schild mit der goldenen "50" angebracht. Der Fahrer war so angezogen, wie es in der Geburtsstunde des Oldtimers Mode war. Er hielt uns die Tür auf, und wir stiegen etwas ungelenk, aber glücklich, ein. Gerdi ließ mir den Vortritt. Auf der fünf Kilometer langen Fahrt schauten uns immer wieder aufmerksam gewordene Landstraßenpassanten lächelnd hinterher. Sie freuten sich mit uns. Der schicke Fahrer verriet, daß er ein Kollege von Horst sei, und diese alten Autos restaurierte. Ein großes Hobby von ihm. Die St. Martin Kirche war mit unseren Gästen gut gefüllt. Als wir das Kirchenschiff feierlich, in Begleitung der stimmungsvollen Orgelmusik betraten, standen die Besucher alle auf und verfolgten unsere Schritte mit den

Augen bis zum Altar. Ganz kurz, nur einen Augenblick, waren meine Gedanken in Nickelswalde bei unserer Hochzeit vor fünfzig Jahren.

Die "goldene" Trauung war hinreißend. Pastor Andresen zog mit Worten durch unser bisheriges gemeinsames Leben. Natürlich saßen wir vorher in einem Gespräch zusammen, sonst hätte er es ja gar nicht alles gewußt. In der Kirche war es bei seinen Schlußsätzen so still, daß ich annahm, die Besucher seien schon gegangen.

"Es ist nicht jedem vergönnt, dieses Fest der goldenen Hochzeit zu feiern. Gott hat jedem Menschen etwas gegeben, womit er andere zufrieden und glücklich machen kann, ja, einfache Menschen sind die einzigen Lungen, durch die unsere Welt noch atmen kann. Sie haben gegeben durch Einfachheit und Nächstenliebe und dadurch ein erfülltes Leben erhalten, das hoffentlich noch Jahre in Gemeinsamkeit, als Geschenk Gottes, andauern wird. Gott segne Sie."

Er schloß seine Predigt mit diesen schönen Worten. Mit einem Schlußstück auf der Orgel, gespielt von Frau Geißler aus Steinberg, verließen wir feierlich die Kirche.

Wieder mit dem Oldtimer fuhren wir nun nach Neukirchen, wo die Feier stattfinden sollte. Alle trudelten nach und nach ein. Durch einen Händedruck, mit Glückwünschen verbunden, verabschiedete sich unser Überraschungsfahrer.

Festlich geschmückt zeigten sich die Räumlichkeiten im Saal. Alles für unseren Tag. Beim Empfang beschnüffelten sich die Gäste, da sich ja nicht alle kannten. Der gereichte Sekt trug dazu bei, daß die anfängliche Ruhe in ein mittellautes Geschnatter überging. Meine Willkommensrede klappte.

Die fortgeschrittenen Stunden ließen alle fröhlich und ausgelassener werden. Vieles wurde nun vorgetragen und vorgesungen. Die Kinder hatten eine Hochzeitszeitung geschrieben, in der unser Leben in Kurzform vorgelesen wurde. Horst hatte uns ein Lied präsentiert und die Capri-Fischer umgedichtet. Thorsten begleitete ihn auf der Orgel.

Wenn am Strande die rote Sonne im Meer versinkt,  
sich der Heinz dann ganz behende aufs Fahrrad schwingt,  
fährt als Fischer ein Leben lang schon tagein, tagaus,  
jeden Abend zu seiner Gerda geschwind nach Haus,  
und die beiden verstehen sich doch so wunderbar,  
sie erzählen sich, oh, wie schön waren 50 Jahr,  
und am Strand dann euer schönstes Lied erklingt,  
hört nur zu, alles singt !

Bella, bella, bella Heinzi, komm zurück, ich brauche dich wie noch nie,

Bella, bella, bella Gerdi, ja wie noch nie.

1. Und im Mondenschein, abends dann zu Haus,  
gibt es einen Tee mit Rum, und keiner fragt, warum das so ist, denn  
sie kennen sich und haben sich lieb, wenn man sich vertraut im  
Leben, Gott den Segen gibt...
2. Abends dann auf See, ohne Ach und Weh,  
wirft der Heinz die Netze aus und Gerda wartet gerne zu Haus,  
unterm Himmelstern, jeder hat euch gern, wer euch zwei nicht  
kennt, der hat total die Zeit verpennt...
3. Nicht nur als ein Paar seid ihr wunderbar,  
wenn man euch so sieht, denkt jeder dran, daß man auch glücklich  
sein kann, und aus aller Mund, jetzt zu dieser Stund, wünschen wir  
euch Glück, ein langes Leben, bleibt gesund...

Gerda und ich, wir saßen glücklich auf unseren Stühlen und ließen alles über uns ergehen, wieder zurückversetzt, in Gedanken, in die Heimat, diesmal nur wieder ganz kurz. Das Programm der Gäste ließ uns keine Zeit. Egon Zach mit seiner "Kapelle" brachte sogar notorische Stuhlhocker in Trapp. Rundum ein gelungenes Fest! Jeder war zufrieden, das war uns wichtig. Fünfzig Jahre, eigentlich ja länger, durch ein Leben mit Höhen und Tiefen, Gerda und ich fanden heraus, wir hatten noch Ziele.

Mit der Fischerei ging es immer weiter bergab. Neue Gesetze traten in Kraft, zum Nachteil des kleinen Fischers am Rande der Meere in den Buchten. Am grünen Tisch wurde über Dinge entschieden, die so manchen Fischer an das Existenzminimum führten. Ich wette, noch nie hatten diese Leute am Schreibtisch "dort oben" einen richtigen Fisch gesehen. Inzwischen war unser Haus natürlich längst bezahlt, und eine karge Rente stand mir seit zehn Jahren auch zu, aber große Sprünge, ne, das war nicht drin. Alle Unkosten liefen ja ständig weiter, und das Winterhalbjahr brachte sowieso weniger Fisch auf den Tisch. Das Sparen waren wir ja von Anfang an gewohnt, Gerda und ich. Uns fiel das Einschränken nicht so schwer, wir waren zufrieden mit dem, was wir uns aufgebaut hatten, sehr zufrieden sogar. Oft sagten die Kinder: Nun schenkt doch nicht so viel; wir taten es gern.



Die Kinder, besonders Thorsten und Oliver, aber auch Horst, fingen mit der Surferei an, eine schöne Sportart hier am Wasser. Für uns den Vorteil, daß sie häufig hier waren. Sie warteten auf Wind, am liebsten einen steifen Ost - Südost, ich freute mich auf ruhiges Wetter, wegen der Fischerei. Aber auch bei schönem Wetter und Wind standen meine Fischkunden am Strand und wollten bedient werden.

"Hallo",

kam eine Urlauber an einem Vormittag am Strand auf mich zu,

"wir waren vor zehn Jahren hier und machen jetzt wieder Urlaub in Norgaardholz, sagen Sie mal, damals war doch so ein alter Fischer in dieser Gegend, lebt der noch?"

Ich war mir sicher, der meinte mich. Gerda fing schon an zu grinsen.

"Ja, wenn der damals schon so alt war, denn muß der heute ja schon tot sein, der alte Fischer."

Ich schaute ihn von unten her an und wartete auf sein Verhalten.

"Ja, schade, ein netter Mann."

Er fragte weiter:

"In dieser Kiste dort im Wasser, sind da Fische drin?"

Ich nickte nur.

"Wie kommen die denn da rein?"

Woher sollte der "arme" Urlauber das auch wissen, und trotzdem ließ ich mich wieder zu einer, nicht ganz ernstgemeinten, Antwort hinreißen:

"Ach, wissen Sie, wir machen den Deckel, auf und ab und zu schwimmt mal ein Butt rein."

Er war sichtlich erstaunt, wunderte sich dann über das allgemeine Gelächter der Umstehenden. Nach der Aufklärung nahm er es gelassen und freute sich mit uns.

"Hans, kannst du de Wind dreih`n, ick will dat Boot hochtrecken."

"Kloor, Heinz, jo. He, Dieter, hol de Lien mol fast, Heinz will dat Boot trecken."

Alle waren stets bereit, uns zu helfen. Karl Heinz Schlüter und Hermann Steidlinger mit ihren Frauen Gisela und Bärbel aus Hamburg, immer nett und hilfsbereit. Wir besuchten sie sogar mal in Hamburg. Sie hatten uns für einen ganzen Tag eingeladen.

Im Juni `93 glaube ich, war`s, durch die Bucht schippernd hielt das Boot von Lischewski auf mich zu: ein Fischer aus dem Nachbardorf Steinberghaff, ein erfahrener dazu. Er kam längsseits und stoppte mit einem verschmitzen Grinsen seinen Diesel. Er war nicht allein, es schien, als hätte er Urlauber an Bord. Sie bewegten sich auf dem schaukelnden Boot jedenfalls

so. Ein Mann mit rauher Stimme, aber einer herzlichen Art, kletterte in mein Boot. Verfolgt wurde er von einem Mann mit, ja tatsächlich, einer Kamera. Die rauhe Stimme mit einem Mikrofon in der Hand stellte sich vor, den Namen habe ich nicht gleich behalten.

"Moin, moin, Herr Lietzow, dürfen wir mal längsseits kommen? Die Netze, die Sie auslegen, wie lange bleiben die drin?"

"Ja, bis morgen früh, ne",

"Und was fangen Sie so?"

"Ja, eigentlich Fische, ne",

meine Antwort löste bei Lischewskis Mannschaft Gelächter aus.

"Wieviel fangen Sie?"

Ich kam mir vor wie bei einem Verhör. Diesen Fragen versuchte ich stets auszuweichen, egal, wer sie stellte.

"Wenn der Flieder blüht, läuft auch der Butt schlecht...",

er ließ mich nicht ausreden,

"Weiß das der Butt denn auch?"

"Ja, ja", lächelte ich ihn verhalten an.

"Herr Lietzow, ich wollte Sie einladen, in meine Sendung nach Köln ins Studio."

Wie stellte er sich noch vor, ja richtig, "Schimpf" glaube ich.

"Sie kommen einfach nach Köln und verleben mit Ihrer Frau ein schönes Wochenende."

Er bedrängte mich regelrecht.

Nach Köln, ne, das konnte nichts werden; ich dachte an Gerda, wußte sie etwa davon?

"Oh, das kann ich nicht allein entscheiden, da muß ich erstmal meine Frau fragen."

Der Fernsehmann tat so, als wenn alles schon eine beschlossene Sache wär. Sie schipperten ab und wollten sich melden. War das ein Scherz?

Meine Netze waren jetzt wichtiger, darum ging ich meiner gewohnten Arbeit nach.

Die nächsten Tage war in unserer Familie helle Aufregung und Betriebsamkeit. Die Kinder freuten sich riesig. Im Dorf sprach ein jeder mich an, aber wie hatten sie so schnell davon erfahren, daß wir nach Köln sollten?

Die Fernsehleute meldeten sich tatsächlich bei uns, wie versprochen. Eigentlich konnte ich es noch gar nicht fassen. Was wollten die von mir? Ich meine, so mal eben Menschen einladen in eine Sendung, das kostete doch auch. Ein bißchen stolz war ich schon. Ingrid, Horst, Christina und Thorsten durften mitfahren, worüber Gerda und ich überglücklich waren. Richtig

glauben konnte ich es erst, als wir am 25. Juni in Flensburg auf dem Bahnhof den Zug in Richtung Köln bestiegen.

Die Fahrt verlief reibungslos. Das Zugfahren gewohnt, diesmal komfortabler, ab und zu mal schlafend, kamen wir alle ausgeruht in Köln an. Eine nette Dame, mit dem schönen Namen Victoria, holte uns mit ihrem Kofferkuli vom Bahnhof ab, und brachte uns in ein nahegelegenes Hotel der Spitzenklasse. Der "Königshof" mit seinem Inneren, den vielen Künstlerbildern an der Wand, den Zimmern, das Drum und Dran, er machte seinem Namen alle Ehre. Wir, Gerda und ich, wir glaubten zu träumen. Wir in so einem Hotel und alles kostenlos, was sollte das alles?

Die Nacht in den "teuren Betten" war ganz angenehm. Nicht meine Welt, so wollte ich nicht immer leben. Mein kleines Zuhause in Norgaardholz, es war schöner, weil einfacher. Tagsüber hatten wir genügend Zeit, die schöne Altstadt und den Dom zu bewundern. Imposante Ausmaße zeigte der Dom auch in seinem Inneren. Zum Rhein runter, den wir in einem gemütlichen Schritt ansteuerten, war's ein Katzensprung. Das Wetter war angenehm, wir aßen sogar draußen und sahen Leute vorbeigehen, andere Menschen als in Norgaardholz. Eben Leute aus der Großstadt.

Rechtzeitig wurden wir gegen 18 Uhr aus dem Hotel abgeholt und ins Studio gebracht. Mit einem Aufzug - sogar Gerda, sonst von panischer Angst befallen wenn sie in einen Aufzug fahren sollte, stieg ein - fuhren wir drei Etagen unter die Erde. Ein Studio von einer anderen Seite, mal nicht vom Fernsehsessel aus gesehen. Wie in einem Irrgarten kreuzte unsere Betreuerin Victoria mit uns durch die Gänge. In der Garderobe puderte man Gerda und mich, aber warum? Vielleicht, um auf dem Bildschirm keinen "glänzenden" Eindruck zu hinterlassen? Zur Stärkung noch ein paar beschmierte Brötchen mit Getränken. Die Kinder nahmen schon mal im Zuschauerraum Platz. Ich glaube, sie waren ganz schön aufgeregt, die Armen.

Zwanzig Uhr fünfzehn. Die Spannung stieg, in dieser Überraschungssendung ging mir langsam ein Licht auf. Sollten wir etwa überrascht werden? Mehrere zu Überraschende versammelten sich hinter den Kulissen. Dann war es so weit, hinter einer Wand mußten wir noch ein paar Minuten auf den Auftritt warten.

"Da sind sie, das Ehepaar Lietzow", mit tosendem Applaus im Gefolge, schritten wir wie Fernsehstars zum roten Sofa. Herr Schimpf begrüßte uns ein zweites Mal, jetzt wohl für die Bildschirmgucker zu Haus. Was folgte, waren wieder einige kleine Frage-  
minuten. Erstaunt über mich selber, beantwortete ich alle Fragen zur vollsten Zufriedenheit der anwesenden Zuschauer; das konnte man dem Klat-schen entnehmen. Life im Fernsehen, welch ein großer Tag für uns. Aber

dieser Trubel. Manchmal hing sich vor meinen Augen ein grauer Schleier auf.

Die nächste Überraschung folgte. Wie ein Zirkusdirektor vor des Künstlers großem, Auftritt rief Herr Schimpf, lauter werdend:

"Er möge durch die Tür kommen."

Keiner kam, die Sendung lief doch noch?

"Er möge durch die Tür kommen!"

Der Überraschungsgast fand nicht die Tür zu den Kameras.

"Er möge..."

Herr Schimpf, sichtlich erleichtert, stand unter dem Beifall der Zuschauer auf und begrüßte...

Das darf doch nicht wahr sein. Ich bekam nur zwei Worte raus:

"Unser Bürgermeister."

"Herr Lietzow ",

anfangs flüsternd, um dann wie ein echter Bürgermeister aufzutreten, ehrlich und entschlossen:

"Wir haben diesen besonderen Weg der Ehrung gewählt, um Ihnen zu danken als einem liebenswerten Menschen unserer Gemeinde Steinberg."

Ich war gerührt und zugleich gefaßt,

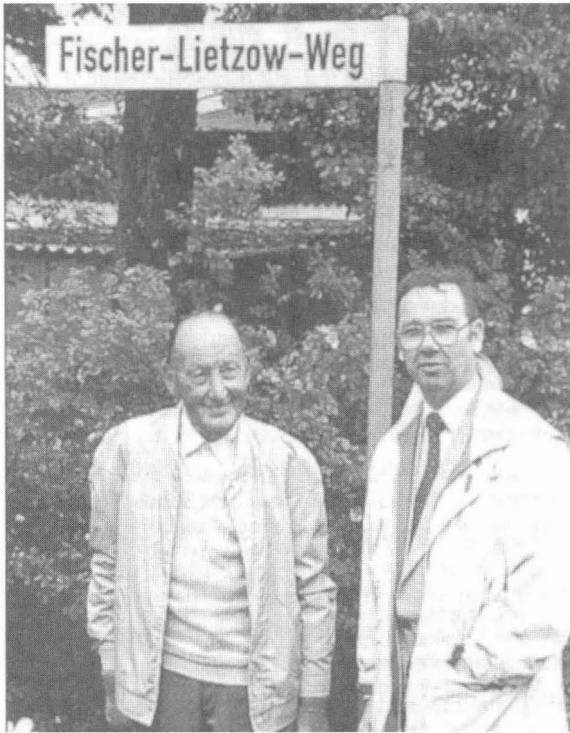
"Herr Geißler, Sie haben uns schon einmal erwähnt, damals, zur Goldenen Hochzeit, daß wir besser im Ruf stehen als wir glaubten."

Nun übernahm Herr Schimpf wieder das Wort und kündigte eine Überraschung an.

Ein Film wurde jetzt gezeigt, von Norgaardholz, aber wann haben die den aufgenommen? Plötzlich erschien auf dem Film mein Bootsliegendeplatz. Erst leer, dann wie, von Geisterhand, stand unerwartet ein Bläserchor da, dann ein Shantychor. Sie spielten und sangen den "Hamburger Veermaster". Eigentlich paßte das Lied nicht zu mir. Mein Boot hatte keine Masten, und in Hamburg wohnte ich auch nicht. Dann erschien noch der Bürgermeister Geißler auf dem Bild. Zum Ende der Musik dann die Überraschung, auf die ich nun überhaupt nicht vorbereitet war: Herr Geißler zog an einem weißen Tuch und enthüllte ein Straßenschild mit der Aufschrift "Fischer-Lietzow-Weg". Ein Schauer der Freude rieselte durch meinen fünfundsiebzig-Jahre-alten Körper. Den Tränen nah über diese Ehre, konnte ich nichts sagen, nur fühlen. Verlegen nach unten schauend, brachte ich kein Wort raus. Den Beifall der Zuschauer nahm ich im Hintergrund wahr. Wieso stand das Schild auf einmal dort. Gestern, ich weiß es ganz genau, da stand noch keins.

Herr Schimpf sah meine Rührung und sagte dann,

"Ja, Herr Lietzow, das ist nun festgeschrieben, der Weg trägt Ihren Namen."



Bürgermeister Geißler im Fischer-Lietzow-Weg

Herr Geißler überreichte mir mit zittriger Hand eine Urkunde. Gerda und mir waren die Tränen nah. Wieder zog sich ein nasser Schleier vor meinen Augen zu, ein Freudenschleier. Ich suchte den Blickkontakt zu den Kindern, es kribbelten hinten am Hals beginnend, abwärts den Rücken hinunter. Noch in Erinnerungen der letzten Minuten gefangen, "weckte" mich Herr Schimpf und machte mich auf einen Männerchor aufmerksam, der im Hintergrund nur für mich sang.

Ich bedankte mich artig mit einem Diener bei den Sängern. Sie freuten sich auch über diesen Auftritt, das sah man ihnen an.

Die anderen zu Überraschenden in dieser Sendung, ja, jeder von ihnen hatte eine ganz besondere, persönliche Art. Die Sendung meines Lebens ging zu Ende. Um viele Erfahrungen reicher, wurden mir hinterher die Hände geschüttelt, als wenn ich etwas Außergewöhnliches vollbracht hätte. Ich habe doch nur ein ganz normales Leben, mein Leben mit Gerda, eben unser

Leben geführt. Ein gemeinsames Foto im Studio mit den Kindern, und vorbei war's.

Eine anschließende kleine Feier mit allen Beteiligten hinter den Kameras, ließ diesen Tag mit einer überschäumenden Freude und Gemütlichkeit ausklingen.

Die Ideenbringer zu dieser Sendung, Christina und Thorsten, ließen sich am Abend in der Feier mit Björn Hergen Schimpf zusammen fotografieren. Sie waren stolz und freuten sich über das Gelingen. Eigentlich wollten sie von der, vor vielen Jahren davor laufenden Sendung mit Rudi Carell - Laß dich überraschen - ein Rudigramm für mich senden lassen. Dann wurde diese große Sache daraus, soviel Aufhebens. Sie hatten es nicht nur nett gemeint, es war überwältigend.

In dieser Nacht, wieder in den teuren Betten unseres Hotels, dachte ich über viel nach. Schlaf brauchte ich ja nicht soviel. Mit allen meinen Enkelkindern hatte ich immer ein gutes, herzliches Verhältnis. Ich dankte ihnen, trotz ihrer Abwesenheit, in dieser Nacht für den Beweis ihrer Zuneigung.

Ohne bezahlen zu müssen, verließen wir morgens das Nobelhotel, um die Heimreise mit dem Zug anzutreten. Auf dem Bahnhof wurde ich auch prompt von zwei Damen angesprochen.

"Sind Sie nicht der Mann aus dem Fernsehen?"

Es war mir peinlich und angenehm zugleich. Das wiederholte sich noch einmal mit anderen Menschen, die ich vorher nie gesehen hatte. Im Zug wurde von Ingrid und Horst berichtet, wie diese große Sendung für mich zustande gekommen war. Jetzt verstand ich auch die plötzliche Einladung zum Essen, zwei Wochen vor der Sendung in Köln. Christel, Horst` Mutter, wollte uns unbedingt einladen, sie ließ sich nicht davon abbringen. Während dieser Zeit war das Fernseheteam dann im Einsatz, und hat die Aufnahmen am Strand gemacht. Alles das, damit wir nichts merkten. Das, vielmehr mein Straßenschild wurde dann hinterher wieder ausgebuddelt. Eine Vorbereitungszeit von über zwei Jahren hatte einen guten Ausgang. Jetzt durften wir auch mit Frau und Herrn Geißler zusammentreffen. Erzählend und lachend, zwischendurch schlafend, trafen wir am späten Nachmittag in Flensburg ein. Wieder ein Empfang, sozusagen ein großer Bahnhof, wartete auf uns. Christel, Oliver und Björn standen mit einem großen Blumenstrauß bereit und begrüßten mich herzlich.

In Norgaardholz angekommen, steuerte Horst den Wagen direkt zum Strand. Wir trauten unseren Augen, wie schon oft in den letzten Tagen, nicht. Da standen bald das ganze Dorf und die Camper vor meinem Straßenschild, das bei unserer Anwesenheit in Köln hier inzwischen wieder

eingebuddelt wurde, und nun für immer. Sie alle wollten uns begrüßen. Wieder war ich den Tränen nah. Die Überraschungen rissen nicht ab. Der Chor aus dem Film in Köln, die Shantygruppe des Polizeichores Flensburg, in dem Horst sang, und die eigens für mich ein Lied einstudiert hatte, trug nun dieses Lied zum Empfang vor. Ich war gerührt und glücklich. Soviel Aufheben um uns!

"Gerda hast du das ge...",

Es wurde ruhig und alle lauschten dem "Meeresrauschen".

1. Ein Fischerleben, das ist schwer,  
man fängt ja kaum noch Fische mehr,  
ein Fischerleben ist auch schön,  
man kann die Freiheit sehn.  
Der Fischer steht frühmorgens auf,  
und nun beginnt sein Tageslauf,  
nach Stunden erst kommt er zurück,  
zum Strand mit wenig Fang.
2. Ein Leben lang fährt er hinaus  
und legt frühabends Netze aus,  
kehrt heim vom Meer ist's dunkel schon,  
hofft er auf guten Lohn.  
Der Fischer geht gleich schlafen dann,  
und schon fängt er zu träumen an  
von seinem Dorf am Ostseestrand,  
wo er die Heimat fand.
3. Wenn man den Fischer fischen sieht,  
merkt jeder, es nichts Böses geschieht,  
denn seine Arbeit macht ihm Spaß,  
weil er lebt ohne Hast.  
Ein jeder liebt das Fischerpaar,  
weil man es kennt nun Jahr für Jahr,  
wir hoffen, es bleibt immer so,  
denn das, das macht uns froh.

Refrain: Meeresrauschen wollen wir nun lauschen,  
hier am schönen Ostseestrand,  
hier ist Norgaardholz bekannt,  
Meeresrauschen wollen wir nun lauschen,  
hier am schönen Strand ist der Weg nach dir benannt.

H.S.

Einen so herzlichen Empfang hatte ich mir nicht vorgestellt. Alle waren gekommen: Gisela, Claudia, Michael, Kirstin, Klein Marie, die ganze Familie, alle lieben Freunde und Bekannten. Der Chor gab noch eine Zugabe, bevor sich die Willkommengesellschaft langsam auflöste. Geplant hatte ich, noch ein paar Netze abends auszulegen. Daraus wurde nichts, ich wollte meinen Kindern die Freude nicht nehmen. Eine abschließende Feier mit einem Essen im "Schwarzen Raben" war dann wirklich der Abschluß. Auch der Chor war eingeladen, und sang mit Gerda und mir im Arm noch einige Lieder. Die unbeteiligten, zufällig anwesenden Gäste bekamen völlig kostenlos ein Konzert präsentiert.



*Meine Enkelkinder Christina und Thorsten - Die Initiatoren*

Bei aller Liebe, ich war froh und durfte am nächsten Tag wieder aufs Wasser. Kein Händeschütteln, keine Fragen, keine Antworten, keine Kameras, nicht im Mittelpunkt, allein auf dem Wasser meiner mir so lieb gewordenen Geltinger Bucht. Tage, Wochen, ja, Monate danach kamen Menschen zum Strand, nach Haus, um mich einmal zu sehen, den Fischer aus dem Fernsehen. Sogar aus der fernen Stadt Essen kamen sie mit einem Motorrad angereist, um mich kennenzulernen. Dabei lebte ich doch nur mein Leben. Im Juli war dann noch mal eine Einweihung meines Weges, mit viel Trara und Bum-bum. Mir war das alles ein bißchen viel, die Menschenmenge um mich herum und das ganze Aufsehen um meine Person. Alle meinten es natürlich gut, und ich bedankte mich herzlichst bei allen Beteiligten.



Im Sommer tauchte ein Urlauber bei uns auf und stellte sich vor: "Mein Name ist Ulrich Steden und ich arbeite bei der Zeitung in Iserlohn. Sie waren doch einmal in unserer Stadt und haben es in der Sendung "Einladung zu Schimpf" lobend erwähnt. Wir möchten Sie und Ihre Gattin für ein Wochenende nach Iserlohn einladen. Für Sie natürlich kostenlos." Unser Familienrat tagte. Eigentlich hatte ich den ganzen Trubel um meine Person satt, doch durch das Drängen der Kinder gaben wir nach und sagten zu. Ingrid und Horst durften mit, als "Begleitpersonen". Im August fuhren wir also, wieder mit der Bahn, nach Iserlohn. Trudi, Hans war ja inzwischen gestorben, besuchten wir bei dieser Gelegenheit auch gleich. Hans Niederstadt, ja, ein echter Kamerad und Kumpel, damals in Norwegen auf unseren Fahrten voller Ungewißheit.

Ein schönes Wochenende ging zu Ende. Die Zeitung berichtete dann noch von dem Fischer aus dem hohen Norden und schickte uns die Berichte auch zu.

Ein Jahr, vollgepackt mit überraschenden Ereignissen, dies Jahr 1993. Gefragt hatte ich mich des öfteren, warum das alles?

Überraschungen werden wohl immer vorkommen im Leben, gute sowie schlechte. In jeder Lebenslage die richtige Sichtweise zu den Dingen, den Überraschungen zu entwickeln, das ist wichtig; die Dinge nehmen, wie sie sind. Die schönen Seiten im Leben, die wahren Werte sehen, lernen viele erst im Alter. Und unser Zeitgefühl...?

Ein wunderbares Ereignis für die betroffenen Menschen ist eine Geburt. Ein neuer Erdenbürger kündigte sich an. Claudia und Bernd bekamen ein zweites Töchterchen. Am 15. Mai 1994 bekam Marie Christin ein Schwesterchen mit dem schönen Namen Anna Lena.

Das Jahr Zweitausend nähert sich unerbittlich, und unser Zeitgefühl...?

Ein großes Ziel werden wir nicht aus den Augen verlieren: Unseren sechzigsten Hochzeitstag, wir wollen ihn bei guter Gesundheit erleben. Irgendwann wird die Zeit kommen, wo wir Platz machen müssen für die Kinder, Enkelkinder und Urenkelkinder. Unsere Ziele aber lassen ein "Irgendwann" noch nicht zu. Die jugendliche Stärke hat naturgemäß nachgelassen, aber kein Grund, sich deshalb aufzugeben. Die kleinen "Wehwehchen" zwischendurch, hier ein Zwicken, dort ein Reißen, sind doch nur Versuche des Körpers, die Seele, den Geist zu attackieren. Dagegen muß sich der Geist zur Wehr setzen, solange er will und kann. Die letzten Jahre, die Mitte der Neunziger, waren geprägt von Dankbarkeit und stillem Trübsinn. Veränderungen innerhalb der Familie erwiesen sich für Gerda und für mich als beklagenswert.

Gisela hatte wieder geheiratet und lebte glücklich in Steinbergkirche. Das Schicksal wollte es, daß sie nach kurzer Zeit zur Witwe wurde. Sie stand wieder allein, wir konnten ihr nicht helfen. War es Vorsehung oder Bestimmung? Zwei Leidensgefährten wurden zusammengeführt, leben seitdem wieder glücklich miteinander, und das ist gut so: Gisela und Ulrich. Kurz vor meinem achtzigsten Geburtstag mache ich mir derweil schon Gedanken über meine Zukunft. Ja, Zukunft; man darf, man sollte immer hoffen, es geht noch voran. Das Leben sollte gelebt werden, mit Trauer und Freude, sie gehörten zusammen wie die Geburt und der Tod. In all den Jahren seit meiner Kindheit in der wunderschönen Heimat, dem Dorf Nickelswalde, die ich so intensiv erlebt hatte, die Jugendzeit..., die Jahre meiner Entwicklung zum Mann, der Krieg, die Flucht, der Neubeginn in einer fremden Welt mit fremden, andersdenkenden Menschen; die Ungewißheit, die Angst um die Familie, die Vertreibung, Schicksale und Hoffnung auf eine Zufriedenheit in der friedlichen Zukunft, das prägte unser Wesen, den Menschen aus dem Osten. Überall, wo flüchtende Menschen aus ihrer Heimat vertrieben wurden und werden, gab und gibt es Not, Elend und Trauer. Nach Verzweiflung und Schmerz aber folgt Freude und Frohsinn über die wirklich wahren Werte in einem Menschenleben. Viele Menschen beschäftigen sich mit ihren materiellen Dingen und vergessen zu leben, die schönen Dinge zu sehen; sie kosten nicht viel.

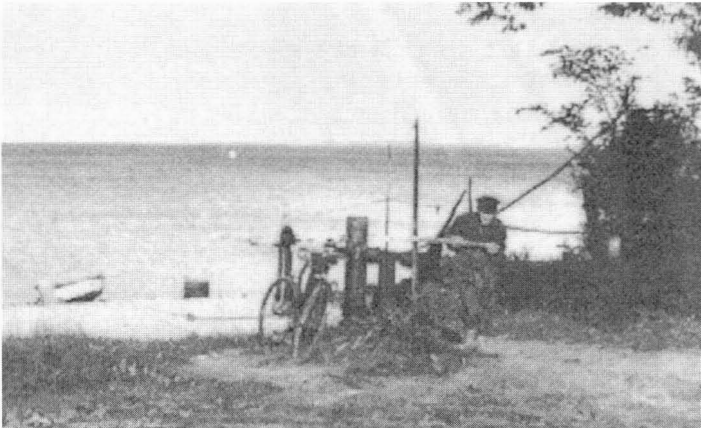
Mein Leitsatz all die Jahre: Arbeite und beschäftige dich, dann hast du keine Zeit, über Krankheit und Langeweile nachzudenken. Ich freue mich und bin glücklich über die Jahre, in denen ich leben durfte. Ein Geschenk Gottes, das ich zu schätzen weiß. Nun werde ich bald achtzig und habe noch schöne Jahre vor mir. Aber was sind achtzig Jahre im Vergleich zum Universum? Nur ein Windhauch, geblasen irgendwann im Laufe eines Jahres oder Jahrzehnts.

An dieser Stelle bedanke ich mich bei meiner lieben Gerdi, die alles zusammen mit mir getragen und ertragen hat: Freude und Trauer. Mit ihr ist mein Leben erst in Zufrieden- und Einfachheit, zu einem jetzt schon erfüllten Leben geworden. Mein Wunsch ist, noch viele, viele Jahre mit Gerda in Gesundheit und einer, dem Alter angepaßten Schaffenskraft zu leben und zu erleben. Der Grundstein für mein Leben, das ist meine feste Überzeugung, wurde in meiner Heimat, meiner Kindheit, meiner intensiv gelebten Kindheit, gelegt. Denn Glücklichein beginnt zu Hause. Ein Fischerleben ist mehr als nur schwer...

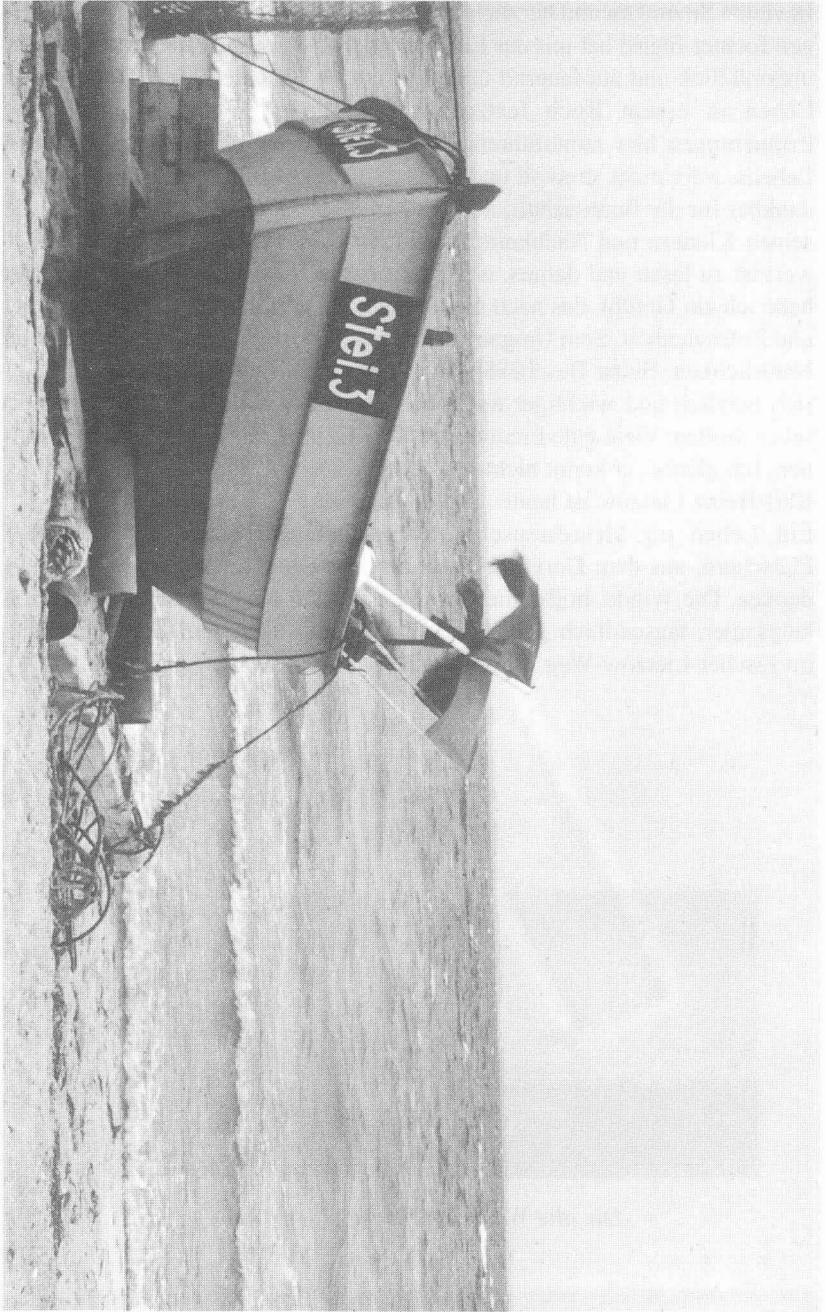
In vielen Sitzungen und herzlich lockeren Gesprächsrunden mit mir und seiner Tochter Ingrid hat uns der Erzähler, mein Schwiegervater, unser Daddy, unermüdlich und ausdauernd über sein Leben berichtet. Mein Gefühl, sein Leben in einem Buch festzuhalten, hat mich nicht betrogen. Alle Erinnerungen hier aufzuführen, bis in den letzten Winkel seines reichen Lebens, wäre nicht sinnvoll und ist auch nicht gewollt. Ich bin ihm überaus dankbar für die Bereitschaft, aus seinen Lebensinhalten zu erzählen, um so seinen Kindern und Nachkommen ein Buch in die Hand zu legen, das es wert ist zu lesen und daraus, wer bereit ist, zu lernen. In seiner Gegenwart habe ich ein Gefühl, das nach nichts fragt, ein Gefühl der inneren Ordnung und Zufriedenheit. Sein Umgang mit Menschen ist voll von Einfachheit und Natürlichkeit. Seine Bescheidenheit - über eine Tafel Schokolade freut er sich herzlich und wichtiger noch, ehrlich - ist Vorbild für alle, die ihn so sehen wollen. Viele gute Freunde hat Karl-Heinz Lietzow im Leben gewonnen. Ich glaube, er kennt nicht mal jeden.

Karl-Heinz Lietzow ist heute achtzig Jahre alt...

Ein Leben im Meeresrausch, ob rauschendes Toben oder liebliches Plätschern, aus dem Dorf Norgaardholz, aus dem Dorfleben nicht wegzudenken. Die Winde, hoffentlich wird er sie noch lange drehen, wengleich langsamer, tausendfach gedreht. Nicht wegzudenken sein Bootsliegplatz im Fischer-Lietzow-Weg. Für uns wird er seinen Weg ewig gehen...



*Die alte Winde im Fischer-Lietzow-Weg*



# URKUNDE

Die Gemeinde Steinberg beurkundet hiermit,  
daß die kleine Straße, die zum Bootslicheplatz an  
die Ostsee führt, ab heute den Namen

"Fischer Lietzow Weg"

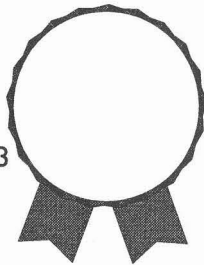
tragen soll.

Wir ehren mit dieser Namensgebung den Fischer  
Karl-Heinz Lietzow,  
der seit vier Jahrzehnten hier in der Geltinger Bucht fischt, als einen  
stillen, bescheidenen, zufriedenen und liebenswerten Menschen.

Die Gemeinde Steinberg ist stolz auf Sie.

Ihre

Steinberg, 26. Juni 1993



Gemeinde Steinberg  
G. Geißler, Bgm.

